

dert die aristotelische Wende des Denkens zu einer radikalen Umwertung. Die Rhetorik wurde von der Grammatik und Dialektik absorbiert. Um 1250 waren an der Universität von Paris Donat und Priscian die einzigen Autoren des Altertums, die man noch las (vgl. Bursill-Hall 1971 : 24)! Typisch ist für solche Epochen des Universalismus auch die Tatsache, daß grammatische Regularitäten und die logischen Gesetze von Syntax und Semantik anhand von mehr oder weniger sinnlosen, jedenfalls **konstruierten** Sätzen illustriert und diskutiert werden. In der modernen Logik und Linguistik operiert man mit Äußerungen wie *Der König von Frankreich ist kahl* (Russell), *Colourless green ideas sleep furiously* und *John hit the ball* (Chomsky) oder *alle diese meine erwähnten zehn schönen roten hölzernen Kugeln* (Seiler); in der modistischen Sprachtheorie des Mittelalters waren Beispielsätze der Art *Socrates albus currit bene* außerordentlich beliebt. Dies steht in scharfem Kontrast zu den Epochen einer partikularistischen Sprachauffassung, in denen Belege aus Autoren, meist aus Klassikern mit modellhafter Geltung, als Beispiele für grammatische Erscheinungen angeführt werden. Der Gegensatz zwischen universalistischem und partikularistischem Sprachdenken manifestiert sich auch in der Art des Umgangs mit den sprachlichen Primärdaten.

III. KAPITEL

DER ERSTE PARTIKULARISMUS: 'DEFENCE ET ILLUSTRATION' DER MUTTERSPRACHE IM ZEICHEN DES HUMANISMUS

1. Die mittelalterlichen Vorläufer

Etwa zur gleichen Zeit, als im Norden der Romania, vor allem an der Sorbonne, der neu gegründeten Universität von Paris, das universalistische Sprachdenken der lateinischen Scholastik seinen Höhepunkt erlebte, zeigten sich im Süden an mehreren Stellen die ersten Anzeichen dafür, daß die Tage des lateinischen Universalismus gezählt waren. Geistesgeschichtliche Umschwünge vollziehen sich ja nicht plötzlich; es ist vielmehr kennzeichnend, daß eben im Augenblick der größten Ausbreitung und Entfaltung einer Idee die ersten Keime des Neuen sichtbar werden, jener Gegenidee, die dann auf längere Sicht die Oberhand gewinnt.

Die scholastische Philosophie las die universalen Gesetze des Denkens und seiner sprachlichen Bedingtheit am Lateinischen ab, ohne sich um das Lateinische als Einzelsprache mehr zu kümmern als für seine praktische Erlernung unumgänglich war. In dieser Einzelsprache spiegelte sich Sprache schlechthin; die Divergenzen zwischen den Sprachen wurden *expressis verbis* als oberflächlich abgetan. Das rein praktische Problem der Verständigung über die Sprachgrenzen hinweg konnte von der Gemeinschaft der *litterati* getrost ignoriert werden, da das Lateinische ja Gemeingut war; und was mit jenen Massen geschah, denen „die Sonne des Latein nicht leuchtete“ (Dante), das lag weit außerhalb des Denkhorizontes der Logiker und Dialektiker jener Tage. Um so dringlicher stellte sich dieses Problem allerdings für diejenigen, die über Sprache außerhalb dieses traditionellen Rahmens nachdachten, sie außerhalb benutzten.

1.1. Die Sprache der Troubadours als Bildungsgut für Laien: die Anfänge der romanischen Grammatik bei Jofre de Foixà

Bei der Verwendung von Sprache außerhalb des traditionell vom Lateinischen ausgefüllten Rahmens ging es zunächst keineswegs primär um die ungebildeten Volksmassen, sondern vor allem um den Adel, der bis in die höchsten Ränge des Lateinischen vielfach nicht oder nur unzureichend mächtig war. Dies wird aus einer charakteristi-

schen Bemerkung aus demjenigen Werk deutlich, mit dem die Reihe unserer Belege für die frühe Hinwendung zur romanischen Volkssprache hier eingeleitet werden soll: in den *Regles de trobar* des Jofre de Foixà (vgl. die Einleitung der Edition von Marshall sowie Stengel 1978 und Law 1986).

Dieses Werk entstand um 1289 - 1291 am aragonesischen Hof in Sizilien. Der Autor wandte sich darin an einen Kreis von „Laien“, also Nicht-Klerikern ohne Lateinkenntnisse, denen er die Regeln des - immer noch reges Interesse findenden - provenzalischen Minnesangs ohne allzuviel technisches Vokabular nahebringen wollte. Er schrieb für einen Kreis von Aristokraten, denen daran lag, korrekte Verse in einer noch lebendigen Tradition schreiben zu können. Es heißt gleich zu Beginn:

En Ramon Vidals de Besuldu ... dictet e fe un libre qui es appellat Regles de trobar. Mas com aquell libre nulls homs ne puga perfetament entendre ses saber la art de gramatica, e trobars sia causa que pertanga a l'emperador e a reys, a contes, a duchs, a marques, princeps, a barons, a cavallers, a burzeses, encara a altres homens laichs, li plusor dels quals no sabon gramatica, eu En Jaufres de Fuxa, per manament del noble e alt senyor En lacme, per la gracia de Deu rey de Sicilia, qui en trobar pensa e s'adelita grantmen, studiey e pessey a dar, segons lo meu saber, alcuna manera de doctrina en romanç; per que cells qui no s'entenen en gramatica, mas estiers han subtil e clar engyn, pusquen mils conexer e aprendre lo saber de trobar.

(Jofre de Foixà 1290 (1972) : 56)

Belehrung über die provenzalische Dichtersprache außerhalb des starren Rahmens der lateinischen Gelehrsamkeit brauchen also alle Adelsstände sowie auch die Bürgerlichen und die sonstigen Laien. Auch Menschen, welche die *gramatica*, also das Lateinische, nicht beherrschen, können „subtiles Verständnis“ und einen „klaren Geist“ haben, und für sie lohnt es sich, eine theoretische Anleitung im ungewohnten *romanç* abzufassen.

Gewiß war Jofre nicht der erste Autor einer Grammatik des Provenzalischen auf Provenzalisch: er erwähnt selbst seinen Landsmann Raimón Vidal aus Besalú, dessen *Razos de trobar* wohl zwischen 1190 und 1213 entstanden sind; bekannt ist auch der *Donatz proensals*, den Uc Faidit zwischen 1225 und 1245 am Hofe Friedrichs II. in Sizilien abgefaßt hat (vgl. Baum 1988). Noch mehr Versuche dieser Art sind, teils als Fragmen-

te, aus dem 13. Jahrhundert erhalten. Bemerkenswert bei Jofre scheint mir indessen die von ihm bewußt vollzogene Abkehr vom Lateinischen, und zwar auf allen Ebenen: er wendet sich, wie aus dem soeben angeführten Zitat hervorgeht, ganz gezielt an ein lateinisch nicht vorgebildetes Publikum, dem er verständlich sein will; der Aufbau der Grammatik ist gegenüber dem allgegenwärtigen und alles dominierenden Modell des Donatus relativ selbständig; und schließlich ist das Bemühen um genuin romanische Äquivalenzen lateinischer grammatischer Termini *technici* für die Zeit durchaus beachtlich. Wir finden hier Ausdrücke wie *esdevenidor* für „futurum“, *maneyra* für „modus“ oder *llynatge* für „genus“; „declinatio“ wird unterschiedlich umschrieben als *seguyr aquesta maneyra/ alongar/ abreular/ mudament*. Alle Erscheinungen werden aus dem Romanischen heraus erklärt und nicht von vornherein in das Prokrustesbett der lateinischen Grammatik gezwängt, wodurch es unter anderem, wohl erstmalig in der Geschichte der romanischen Grammatiken, möglich wurde, eine adäquate Beschreibung des bestimmten Artikels zu liefern. So erscheint Jofre de Foixà als ein erstaunlich „moderner“ Grammatiker, als ein unabhängiger Geist, der, während in Paris der scholastisch-lateinische Universalismus seine größte Blütezeit erlebt, in seinem das Katalanische und Provenzalische pflegenden Sizilien einer romanischen Sprache ein für alle, auch den nicht-klerikalen Adel, verständliches Denkmal setzen will und dieses Ziel durch die Schaffung einer bis dahin vorbildlosen, genuin romanischen grammatischen Metasprache auch erreicht.

1.2. Wissenschaft in der Volkssprache: die Sprachethik von Alfonso el Sabio und die Anfänge der spanischen Fachprosa

Das Ideal der Verständlichkeit; eine Sprachauffassung, in deren Zentrum eine praktische Ethik der Kommunikation steht; und daraus folgend das stetige Bemühen um die Angemessenheit des Ausdrucks, das Ringen um den „richtigen“ Namen, all dies kennzeichnet das Werk eines Mannes, der üblicherweise nicht in Darstellungen der Sprachtheorie erscheint: Alfonso X. von Kastilien, genannt *el Sabio*, was meist als „der Weise“ übersetzt wird, aber eher „der Gelehrte“ bedeutet (vgl. bezüglich des hier besprochenen Zusammenhangs die folgenden Titel: Procter 1945 und 1951; Hilty 1954; Mettmann 1963; Niederehe 1975; Dinneen 1979; Bossong 1978, 1979, 1982 und 1987). Es ist hier nicht der Ort, die Rolle dieses Monarchen für die spanische Sprachgeschichte im einzelnen zu würdigen; nur von seiner Sprachauffassung soll hier die Rede sein, genauer, von seiner Sprachethik, die sein vielseitiges Wirken als Mäzen der Wissenschaften tiefgreifend

geprägt hat. Skizzieren wir kurz einige Kernpunkte seiner Sprachphilosophie. (Die folgende Darstellung folgt in wesentlichen Punkten der Arbeit von Niederehe 1975.)

Der Mensch ist das einzige Wesen, dem Gott die Fähigkeit des Sprechens verliehen hat:

Palabra es donayre que los homes han tan solamente, et non otra animalia ninguna.

(Alfonso 1265 (1807) : II, 4, apud Niederehe 1975 : 54)

Doch hat er ihm mit dieser Gabe zugleich die ethische Verpflichtung auferlegt, mit dem Mitmenschen zu kommunizieren und die eigene Auffassung nicht für sich zu behalten, sondern wahrheitsgemäß und klar mitzuteilen. Die metonymische Gleichsetzung von Sprache und Zunge wird für den gelehrten König als Auftraggeber, Kompilator, Mitautor der großen Gesetzessammlung der *Siete Partidas* zum Ausgangspunkt einer Metapher, bei der die Fähigkeit der Zunge, Geschmäcker zu unterscheiden, mit der durch die Sprache ermöglichten Fähigkeit, Wahrheit und Lüge zu trennen, verglichen wird:

Lengua non la puso Dios tan solamente al omne para gostar mas aun para fablar e mostrar su razon con ella; et bien asi como le dió sentido en el gostar para departir las cosas sabrosas de las otras que lo non son, otrosi gelo dió en las palabras para fazer departimiento entre la mentira que non es sana e complida, de la verdad e lealtad de que se paga el entendimiento del home bueno et ha grant sabor con ella.

(Alfonso 1265 (1807) : II, 13, 5; apud Niederehe 1975 : 52)

Nicht so sehr auf die Sprachfähigkeit als solche kommt es also an, vielmehr auf den guten oder schlechten Gebrauch, den der Mensch von ihr macht und für den er verantwortlich ist.

An dieser Stelle ist es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß die erste der zahlreichen Übersetzungen aus dem Arabischen, die der junge Monarch, damals noch als Infant, in Auftrag gegeben hat, das *Libro de Calila e Digna* war, jenes Werk von Ibn al-Muqaffa⁹, das letztlich auf das altindische *Pañcatantra* zurückgeht, in welchem nichts so wichtig ist wie die Kunst des Findens der Wahrheit hinter dem Schein der Lüge (vgl. dazu Bossong 1979a). Ein Werk dieser Art muß den jungen Infanten besonders gereizt haben.

Jedenfalls prägt das Ethos der Klarheit und Wahrhaftigkeit sein gesamtes Werk. So soll etwa in einer Gesetzessammlung alles eindeutig formuliert sein; nichts soll weggelassen oder abgekürzt werden, auch nicht in der Schrift, wo ja Abkürzungen in großer Zahl üblich waren, damit nichts dem Gutdünken des Lesers überlassen bleibt:

Entender se deben las leyes bien et derechamente, parando siempre mientes en el verdadero entendimiento dellas a la mas sana parte et mas provechosa segunt las palabras et las razones que hi fueren puestas. Et por esta razon non se debe escrebir por abreviamento de escriptura, nin por razones menguadas por que los homes cayan en yerro, entendiendolo en una manera segunt la letra, seyendo de otra segunt razon.

(Alfonso 1265 (1807) I, 1, 13; apud Niederehe 1975 : 52)

Von einem Gesetzestext kann man Klarheit und Unzweideutigkeit billigerweise erwarten, da sich nach ihm das Handeln der Menschen richtet. Aber Alfonso el Sabio strebte nach perfekter sprachlicher Formulierung ebenso auch in allen anderen Wissenszweigen, besonders in derjenigen Wissenschaft, die ihm wie keine andere am Herzen lag: der Astronomie. Der König begnügte sich keineswegs damit, die brilliantesten Astronomen der Zeit an seinen Hof zu berufen und Originalwerke oder Übersetzungen aus dem Arabischen bei ihnen in Auftrag zu geben, er griff darüber hinaus immer wieder ganz persönlich in die Redaktion dieser Werke ein. Es fällt auf, daß es dem König hierbei offenbar weniger um die Inhalte ging: es ist nicht überliefert, daß er die Korrektur astronomischer Berechnungsmethoden oder -ergebnisse gefordert hätte; wohl aber wird immer wieder berichtet, daß er mit der sprachlichen Formulierung unzufrieden war und daher stilistische oder redaktionelle Überarbeitung verlangt hat. Typisch ist beispielsweise die folgende Passage aus dem Prolog des großen Fixsternbuches *Libro de la Ochava espera*, ein Werk, das auf einer Übersetzung des *كتاب في صور الكواكب Kitāb fī ṣuwar al-kawākib* des Abu Ḥusayn ʿAbd al-Raḥmān al-Šūfī beruht, die um 1256 entstanden war, das dann aber unter aktiver Bearbeitung des Königs selbst im Jahre 1276 gründlich umgearbeitet wurde:

Et despues lo endereço e mando conponer este rey sobre dicho, e tollio las Razones que entendio que eran soueranas e dobladas e que non eran en castellano derecho, e puso las otras que entendio que cumplian quanto al lenguaje e endereçolo el por si. E en los otros saberes vuo por ayuntadores a maestre Juan de Mesina.

(Alfonso 1276 (1971) : 246)

Aus diesem Passus geht eindeutig hervor, daß sich der König in allen Sachfragen auf seine Mitarbeiter verließ, aber bezüglich der Sprache die Dinge persönlich in die Hand nahm. Das Ideal des *castellano derecho* war ihm so wichtig, daß er es niemand anderem überlassen wollte, über die „Geradheit“ der Sprache zu wachen; astronomische Beobachtungen und Berechnungen mochten andere anstellen, *endereçar el lenguaje* sah der König als seine eigene Aufgabe an. Um zu ermessen, wie ungewöhnlich, ja geradezu exotisch diese Sprachauffassung war, stelle man sich einen Augenblick lang vor, irgendein anderer mittelalterlicher Monarch, etwa Ludwig IX. oder Kaiser Friedrich II., habe bewußt und gezielt die Aufgabe übernommen, den Stil eines Fachbuchs persönlich zu korrigieren, ohne auf den Inhalt direkt Einfluß zu nehmen. Zu alledem handelte es sich noch um ein Fachbuch in einer romanischen Volkssprache, nicht in Latein, der einzigen Sprache, die bis dahin einem erhabenen Gegenstand wie der Astronomie als angemessen erachtet worden war.

Es war das Bestreben dieses bemerkenswert modern denkenden Monarchen, seiner eigenen Sprache, dem Romanischen Kastiliens, all diejenigen fachlichen Bereiche hinzuzugewinnen, über welche Literatur bis dahin nur in den drei damals gebräuchlichen Kultursprachen der Iberischen Halbinsel vorlag: Arabisch, Hebräisch und Lateinisch. Es ging um die Entwicklung dessen, was man heute als Ausbauregister zu bezeichnen pflegt, eine Entwicklung, für die nichts so entscheidend ist, wie die Verwendung der Sprache in den am weitesten fortgeschrittenen Bereichen des Wissens der Zeit. Nur auf diese Weise konnte es gelingen, die Eigenständigkeit des Romanischen zu demonstrieren und die bis dahin im christlichen Spanien unangefochtene Position des Lateinischen in Frage zu stellen. Eben dadurch wurden Wissenszweige, die bis dahin dem *clericus* vorbehalten waren, zum Allgemeingut: jeder sollte, nach den eigenen Worten des Königs, ein Traktat über den Bau und die Verwendungsweise eines astronomischen Gerätes so gut verstehen können, daß er damit in der Praxis einwandfrei arbeiten konnte. Klarheit und Präzision, Verständlichkeit und Wahrhaftigkeit, das waren die Leitlinien der Sprachethik dieses Königs, der wie kein anderer an der Sprache interessiert war.

Klarheit des Ausdrucks bezieht sich nicht nur auf Syntax und Stilistik, sondern auch und gerade auf die Ebene des Einzelworts. In den unter seiner Ägide entstandenen Werken finden sich zahlreiche Erklärungen einzelner Wörter, weshalb man Alfonso el Sabio auch als

Lexikographen bezeichnet hat (vgl. Van Scoy 1940). Außer semantischen Erläuterungen findet man auch immer wieder Etymologisierungsversuche: undurchsichtige Fachtermini werden dadurch durchschaubar gemacht, daß man sie in ihre Bestandteile zerlegt und auf ihren - wirklichen oder vermeintlichen - Ursprung zurückführt. Nicht nur der Satz, auch das Wort soll „sprechend“ sein und die gemeinte Sache möglichst deutlich zum Ausdruck bringen. Darin erweist sich der König in sprachphilosophischer Hinsicht als Platonist, was im Gesamtzusammenhang der hier behandelten Thematik immer ein klares Indiz für eine partikularistische Grundeinstellung ist. Drei Beispiele aus dem Korpus der astronomischen Werke sollen dies belegen.

Das erste zeigt die sorgfältige Art, in der Bedeutungsgehalte bei nah verwandten Begriffen differenziert werden:

La astrologia fabla de los mouimientos de los cielos, y de las estrellas, y la astronomia de las obras que desta salen, o por juyzios o por otras maneras muchas.

(Alfonso 1276 (1863) : I, 32; apud Bossong 1978 : 145)

Man war sich des grundlegenden Unterschieds zwischen Astronomie und Astrologie sehr wohl bewußt, wobei letztere als eine Art praktische Anwendung der ersten galt; beachtenswert ist, daß diese klare begriffliche Differenzierung genau umgekehrt ausgedrückt wurde wie in den heutigen Sprachen.

Das zweite Beispiel ist ein Beleg für die einigermaßen korrekte Etymologisierung eines undurchsichtigen griechischen Terminus:

planeta tanto quiere dezir como estrella andadora; e dieron este nombre de planos que dize el griego por tal andar.

(Alfonso 1272 (1930) : I, 65b44; apud Bossong 1978 : 1980)

Gelegentlich tappen solche Versuche, Fremdwörter transparent zu machen, in die Falle der Volksetymologie, wie das dritte Beispiel zeigt:

De mostrar por qué es dicho astrolabio llano. Astrolabio, maguer mostramos los nombres déll. et dixiemos qué quier dezir. un nombre a sennalado que queremos aquí mostrar quel conuiene mucho. Ca segund latin tanto quier dezir astra cuemo astrellas. et labra cuemo labros. Et por esta razon es este nombre muy proprio. ca bien assí cuemo la boca quando mueue los labros et muestra lo

que quier dezir por razon. otrossí quando ell astrolabio paran et endereçan, et catan por él. faz entender por huebra de uista lo que muestran las estrellas. bien cuemo si lo dixiessen por palabra.

(Alfonso 1276a (1864) : II, 229; apud Bossong 1979 : 151)

Natürlich kommt der zweite Bestandteil des lateinischen *astrolabium* (arabisch اسطرلاب *asturlāb*) ebenso wie der erste aus dem Griechischen; er ist von dem Verb λαμβάνειν und nicht von dem Substantiv *labium* abgeleitet. Gerade ein solcher Irrtum ist kennzeichnend: an der ausführlichen Formulierung spürt man förmlich die Freude des Autors über den scheinbar so sprechenden Ausdruck. Ein idealer Name muß „passen“ (*convenir*), er muß „angemessen“ (*proprio*) sein; er tut dies, wenn seine Etymologie durchsichtig ist und seiner aktuellen Bedeutung entspricht.

Mit dieser Einstellung Hand in Hand geht eine Auffassung, welche die Sprache nicht als etwas Starres und Unveränderliches, vielmehr als wandelbar und auch durch menschlichen Willen beeinflussbar sieht. *Poner nombre*, einer Sache ihren Namen geben: dies ist, ganz im Sinne des platonischen νομοθέτης, für Alfonso el Sabio das Privileg der Mächtigen und der Weisen, der Könige und der Philosophen. Erst durch die richtige Namensgebung wird etwas seinem Wesen nach erfassbar, nur sie gewährleistet korrektes und präzises Verständnis. Damit korrespondiert die Einsicht, daß Namen nicht ein für allemal perfekt sind, sondern im Laufe der Zeit optimiert werden können. Die Bezeichnungen werden durch bewußten und gezielten Eingriff verändert:

los sabios mudauan los nonbres a las cosas en sus estorias a lugares.

(Alfonso 1280 (1957) : 2, 1.295b16; apud Niederehe 1975 : 57)

In solchen Aussagen manifestiert sich weniger die - im alfonsoinischen Opus ebenfalls präsente - Idee der naturhaft unbewußt ablaufenden Diachronie, als vielmehr der Gedanke der „Perfektibilität“ der Sprache durch die Tätigkeit des „Weisen“. Gerade dieser Gedanke ist für das alfonsoinische Streben nach Ausbau des Kastilischen grundlegend. Die Namen sind durchaus konventionell und willkürlich festgelegt (*θέσει/ ad placitum*) und daher veränderbar und perfektibel; sie sollten dem Ideal des richtigen Namens (*φύσει*) immer mehr angenähert werden. In diesem Sinne ist der zwischen den beiden sprachphilosophischen Grundpositionen bestehende Antagonismus im Prinzip aufhebbar.

Wie soeben angedeutet, fehlt darüber hinaus das Bewußtsein für die unabhängig vom menschlichen Willen bestehende historische Wandelbarkeit der Sprache keineswegs. Aus der eigenen Geschichte läßt sich diese Lehre ziehen; in Spanien ist die Sprache der Goten, trotz ihrer jahrhundertlangen, nachträglich glorifizierten Herrschaft, verstummt und vergessen:

Oblidados le /sc. a Espanna/ son sus /sc. de los Godos/ cantares, et el su language ya tornado es en ageno et en palabra estranna.

(Alfonso 1270 (1955) : 312a3; apud Niederehe 1975 : 61)

Nur Gott ist unwandelbar; alles Menschliche, und gerade auch die Sprache, vergeht mit der Zeit:

todos los pueblos et todas las yentes, los regnos, los languages, todos se mudan et se camian, mas Dios criador de todo siempre dura et esta en un estado.

(Alfonso 1270 (1955) : 311a13)

Alfonso el Sabio hat den hier aufscheinenden Gedanken der Historizität der Sprache nicht genauer ausgeführt, so wie dies bald danach der Florentiner Dante Alighieri tun sollte. Immerhin ist die Grundidee dieselbe, ein Gedanke, der im Kontext der Epoche ausgesprochen modern wirkt und weit in die Zukunft vorverweist. Mehr als zwei Jahrhunderte später wird ein anderer Spanier, Antonio Nebrija, unter ausdrücklicher Berufung auf den gelehrten König, den Gedanken von Geburt und Wachstum, Reife und Tod der Sprachen konsequent weiterdenken und damit die europäische Renaissance im Bereich der Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft einleiten. Innerhalb der Romania hat der Gedanke der Geschichtlichkeit der Sprache erstmals in Spanien Gestalt angenommen.

Daß für Alfonso el Sabio die babylonische Sprachverwirrung als Ursprung der Vielfalt der menschlichen Sprachen angenommen wird, ist im Kontext seiner Zeit selbstverständlich und soll hier nicht kommentiert werden. Eine Äußerung aus diesem Zusammenhang scheint mir allerdings bedeutsam zu sein; in der *General Estoria* wird ausgeführt, in welcher Weise die Sprachverwirrung sich ausgewirkt hat:

las razones e las sentencias delas palabras unas fincaron en todas las gentes mas que les partio alli las maneras e las formas de

dezir las de guisa que non sopiessen los unos que dizien los otros nin que querien.

(Alfonso 1272 (1930) : 1.43b4; apud Niederehe 1975 : 67)

Wie Niederehe nachgewiesen hat, basiert dieser Passus auf Petrus Comestor, der die einheitliche, universale *vox (voces eaedem sunt apud omnes gentes)* und die einzelsprachlich verschiedenen *dicendi modi et formae* unterscheidet. Wie in der scholastischen Sprachphilosophie wird hier also argumentiert, daß, modern gesprochen, den unterschiedlichen Oberflächenmanifestationen (vergleiche Bacons *accidentaliter*) eine einheitliche Tiefenstruktur (Bacons *substantia*) entspreche. Diese grundlegende Einheit wird auf der Ebene der *razones* gesehen, ein Terminus, der bei Alfonso el Sabio häufig vorkommt und als „Redehalt, Sinn einer Äußerung“ übersetzt werden kann; man vergleiche damit das bei Dante häufige Verb *ragionare* „sprechen“, s. u. 48f. (Fünf Jahrhunderte später hat Beauzée die allen Sprachen gemeinsame Grundlage mit einer semantisch unterdessen weiterentwickelten Form desselben Etymons als *raison* bezeichnet.) Das, was vernunftgemäß gesagt werden kann, ist von der Struktur der Einzelsprache unabhängig und bleibt so auch nach der babylonischen Sprachverwirrung allen Menschen gleichermaßen zugänglich. Man könnte also meinen, daß Alfonso el Sabio sich mit dieser Auffassung der zu seiner Zeit dominierenden scholastischen Sprachauffassung annähert. Entscheidend ist indessen, wie diese gemeinsame Grundauffassung jeweils akzentuiert wird: für die Scholastik erlaubt die allen Sprachen gemeinsame Substanz das Abstrahieren von einzelsprachlichen Divergenzen, die als unerhebliche Oberflächenphänomene abgetan werden; Alfonso el Sabio setzt die Einheit auf der Ebene der *razon* voraus, um auf diesem Hintergrund die Unterschiedlichkeit des real beobachtbaren Sprachgebrauchs hervorzuheben. In seiner Sprachauffassung steht, wie wir gesehen haben, der kommunikative Aspekt im Vordergrund; für das praktische Funktionieren von Sprache in dem gerade auf der Iberischen Halbinsel besonders fühlbaren Nebeneinander verschiedener Völker ist weniger die Einheit der *razon* als vielmehr die durch sprachliche Diversität hervorgerufene Kommunikationsbarriere das ausschlaggebende Element. Man könnte diesen Ansatz dadurch prägnant kennzeichnen, daß man in dem oben zitierten Ausspruch von Roger Bacon Thema und Rhema vertauscht: mag die Sprache in ihrer Substanz auch einheitlich sein, akzidentell ist sie vielgestaltig, und gerade darauf kommt es an, denn aus diesem Grunde können die Menschen sich nicht miteinander verständigen. Gerade in dieser umverteilten Beto-

nung desselben zugrundeliegenden Sachverhalts manifestiert sich der beginnende Umschwung des Pendels; zeitgleich mit dem ersten Höhepunkt universalistischer Sprachbetrachtung ist Alfonso el Sabio einer der ersten Vorläufer des Partikularismus der europäischen Renaissance.

1.3. Die Entdeckung der Muttersprache und die Anfänge der romanischen Sprachwissenschaft bei Dante Alighieri

Alfonso el Sabio war Vorläufer, kaum jedoch Wegbereiter, „un precursor en este país de precusores“ (Menéndez Pelayo). Vorläufer und Wegbereiter zugleich war ein anderer, ein Italiener, einer der Größten nicht nur der Literatur: Dante Alighieri. (Die Literatur zu Dante ist uferlos. Zu den linguistischen Aspekten seines Werkes seien die folgenden Titel erwähnt: Pabst 1952; Krogmann 1963; Grayson 1963 und 1965; Heinimann 1966; Jernej 1971; Mengaldo 1971 und 1978; Corti 1981; Lo Piparo 1986. Speziell zu *De vulgari eloquentia* vergleiche man: Marigo 1938; Pagliaro 1947; Terracini 1957, Schiaffini 1963; Mengaldo 1970; Bahner 1977.)

Während im Norden Europas die Scholastik versuchte, die universalen Gesetze des Denkens und Sprechens am Lateinischen abzulesen, wurde für Dante die existentielle Erfahrung der eigenen Sprache, das Erlebnis ihres Andersseins und ihrer Eigenwertigkeit gegenüber dem schulmäßig erlernten Latein, zum entscheidenden Anstoß für sein Dichten und für ein Sprachdenken, das erstmals die geschichtlich gewordene und immer noch werdende Sprachenvielfalt konsequent in den Mittelpunkt stellt. Ein partikularistisches, an der Einzelsprache orientiertes Sprachdenken, wie es bei Alfonso el Sabio noch gleichsam zaghaft und ohne eigentliche Durchformung zum Vorschein kam, brach sich nur wenige Jahrzehnte später bei Dante machtvoll Bahn. Die Begegnung mit der eigenen Muttersprache wurde zur prägenden Kraft seiner Existenz; die Liebe zum Italienischen war für seine Dichtung gewiß nicht weniger schicksalhaft als die Liebe zu Beatrice. Daß die existentielle Bindung des Menschen an seine eigene Muttersprache in ganz andere Tiefen reicht als jede noch so verfeinerte formale Bildung in einem Kunstidiom, das hat in der Romania erstmals Dante erlebt und in genauen Formulierungen gedanklich erfaßt. Für Dante kommt der Wert eines Menschen ebenso wie der Wert einer Sprache aus der eigenen Substanz, nicht von außen, nicht von einer vorgegebenen Autorität. Mit dieser Auffassung bereitete Dante den Boden für das neue Selbstbewußtsein der Renaissance; gerade auch in seinem Sprachdenken, mehr vielleicht als in anderen Bereichen, erweist sich

Dante als Humanist, als einer der ersten, die jenes Licht entzündeten, das zwei Jahrhunderte später ganz Europa erleuchtet hat.

Dante hat sich in zwei Schriften theoretisch mit dem Thema der Sprache auseinandergesetzt: im *Convivio* und in *De vulgari eloquentia*. Beide Arbeiten sind in den Jahren zwischen 1303 und 1307 entstanden, ohne daß man die Datierung genau festlegen könnte. Mir erscheint es, aus Gründen des Text- und Argumentationsaufbaus, nahezu sicher, daß das erste Buch des *Convivio*, das für unsere Fragestellung entscheidend ist, vor der Abfassung von *De vulgari eloquentia* entstanden ist. In einem bestimmten Sinn sind diese beiden Werke ein Angelpunkt des Dante'schen Schaffens. Er hat seine „Lebensmitte“ gerade hinter sich. Ein erstes großangelegtes dichterisches Werk, die *Vita nova*, in dem Dichtung und mehr oder weniger autobiographische Prosa eine ganz neuartige Verbindung eingehen, liegt schon einige Zeit zurück (1292/93). Er ist ein reifer Mann, der bereits weit mehr als bloß tastende Versuche des Dichtens in der Muttersprache geleistet hat. In diesem Lebensabschnitt hält er in seinem poetischen Schaffen gleichsam inne und wendet sich dem Sprachproblem reflektierend und theoretisch zu. In sorgfältig durchdachten und durchformulierten Gedankengängen bestimmt er seinen Standpunkt; er resümiert kritisch das bis dahin Erreichte und entwirft ein Programm für das, was in der Zukunft noch zu tun ist. Damit ist denn auch der Boden bereitet für die Gestaltung des Werks, das ihn bis zu seinem Tode beschäftigen wird: die *Comedia*. Zwischen den beiden dichterischen Hauptwerken stehen diese beiden unvollendet gebliebenen Traktate, in denen der Dichter sich über sein Medium, die Sprache, Rechenschaft ablegt und sich dabei auch als Sprachdenker von höchstem Rang erweist.

1.3.1. 'Naturale amor di propria loquela' als existenzielle Erfahrung im *Convivio*

Gehen wir zunächst auf das erste Buch des *Convivio* ein, ein Werk, das in Darstellungen von Dantes Sprachtheorie meist nur kurz erwähnt wird; wie mir indessen scheint, tritt das entscheidend Neue, dem Dante präludivert, nämlich das epochale Ereignis der Entdeckung der Muttersprache, hier besonders deutlich zum Vorschein.

Das *Convivio* besteht aus drei Kanzonen mit den jeweils dazugehörigen, weit ausholenden Prosa-Kommentaren. Diesen drei *trattati* ist eine Einleitung vorangestellt, in welcher Thematik und Zielsetzung des

Werkes erläutert werden und vor allem auch die Wahl der Volkssprache anstelle des bis dahin allein üblichen Latein ausführlich begründet wird. Am Anfang steht ein Argument, das, scheinbar paradox, eigentlich gegen die Verwendung des Italienischen spricht: die Überlegenheit des Latein. Die klassische übertrifft die Volkssprache in dreierlei Hinsicht: *per la nobiltà e per virtù e per bellezza* (I. 5.7). Jede dieser Überlegenheiten wird detailliert begründet.

„Adel“ wird mit Stabilität gleichgesetzt. Hier klingt der Gedanke der Historizität der Sprache an, der uns im Zusammenhang mit *De vulgari eloquentia* noch genauer beschäftigen wird: das Lateinische ist *perpetuo e non corruttibile*, das Volgare hingegen *non stabile e corruttibile*. Daß die Norm der klassischen Sprache, einmal festgeschrieben, über all die Jahrhunderte hinweg unveränderlich geblieben ist, wird als „edel“ interpretiert. Die Volkssprache wandelt sich; schon nach zwei Generationen wird Veränderung sichtbar, um so mehr in langen Zeiträumen:

se color che partiron d' esta vita gi sono mille anni tornassero a le loro cittadi, crederebbero la loro cittade occupata da gente strana, per la lingua da loro discordante.

(*Convivio* I, 5.9)

Bis in den Wortlaut hinein klingt dieser Passus an das an, was Alfonso el Sabio über die Sprache der Goten auf der Iberischen Halbinsel gesagt hat. Der Adel einer Sprache besteht darin, daß sie dem natürlichen Wandel entzogen ist.

Virtù übersetzt man am besten mit „Tauglichkeit“. Wenn ein Ding seine Zweckbestimmung erfüllt, ist es tauglich; je umfassender seiner Bestimmung, desto größer seine *virtù*. Die „Tugend“ des Lateinischen ist umfassender als die des Volgare:

lo latino molte cose manifesta concepute ne la mente che lo volgare far non può.

(*Convivio* I, 5.12)

Modern. ausgedrückt: das Italienische verfügt über zahlreiche Ausbauregister noch nicht, die im Lateinischen selbstverständlich vorhanden sind.

Die „Schönheit“ schließlich beruht auf der Harmonie, der Wohlproportioniertheit aller Teile eines Ganzen. Wohlproportioniert ist die lateinische Dichtung und Prosa deshalb, weil sie den Regeln der Poetik und Rhetorik folgt:

lo volgare seguita uso, e lo latino arte. (l. c.)

Der Schmucklosigkeit des Mediums der alltäglichen Kommunikation steht das Raffinement einer aufs äußerste kultivierten Kunstsprache gegenüber.

In einer Art dialektischer Kehrtwendung verwendet Dante nun die angeführten Argumente für die Überlegenheit des Lateinischen gerade nicht dazu, den Gebrauch des Lateinischen, sondern des Italienischen zu rechtfertigen: daß das Lateinische mehr Adel, Tugend und Schönheit besitzt als das Volgare ist nicht etwa ein Grund, es zu benutzen, vielmehr seine Benutzung gerade zu unterlassen. Im *Convivio* geht es um die Kommentierung italienischer Kanzonen. Nun dient ein Kommentar dem Kommentierten; andererseits ist das Lateinische der „Herrscher“ (*sovrano*), die Volkssprache der „Untertan“ (*subietto*). Der Herrscher kann dem Untertan nicht dienen, *ergo* muß der Kommentar italienischer Gedichte auf Italienisch abgefaßt sein. In den folgenden Kapiteln werden weitere Argumente dafür gebracht, daß der Autor bei dem Gastmahl, zu dem er den Leser lädt, nicht Weizenbrot, sondern Haferbrot aufischt, also italienische statt lateinischer Prosa bietet. Dies muß in der Tat ausführlich begründet werden:

Grande vuol essere la scusa, quando a così nobile convivio per le sue vivande, a così onorevole per li suoi convitati, s'appone pane di biado e non di frumento.

(*Convivio* I, 10.1)

Ein philosophisch-literarischer Kommentar in der Volkssprache widerspricht allem Hergebrachten. Die Argumente, die Dante zur Begründung dieses Bruchs mit der Tradition vorbringt, sind alle wichtig für ein genaues Verständnis seiner Sprachauffassung. Neben der *cautela di disconevole ordinazione*, also der „Vermeidung unpassender Anordnung“, wie die Unterordnung des Lateinischen unter das Volgare sie dargestellt hätte, unterscheidet Dante noch zwei weitere Gruppen von Argumenten, die er mit den Begriffen *prontezza di liberalitade* und *naturale amore a propria loquela* zusammenfaßt.

Prontezza di liberalitade übersetzt man wohl am besten mit „Bereitschaft zur Freigebigkeit“. Gemeint ist damit etwas, was bei Jofre de Foixà und Alfonso el Sabio bereits angeklungen war: was bisher einer kleinen Kaste, nämlich den lateinisch gebildeten, meist klerikalen *litterati*, vorbehalten war, soll nun breiteren Schichten zugänglich gemacht werden. Bildungsschätze sind Gemeingut, oder sollten es zumindest sein:

lo latino averebbe a pochi dato lo suo beneficio, ma lo volgare servirà veramente a molti.

(*Convivio* I, 9.4)

Wie Jofre denkt Dante hierbei in erster Linie an den des Lateinischen nicht mächtigen Adel; ihm, und nicht den professionellen *litterati*, welche die Literatur in Wirklichkeit prostituiert haben (*l'hanno fatta di donna meretrice*), kommt die geistige Speise, wie sie das *Convivio* zu bieten hat, von Rechts wegen zu:

questi nobili sono principi, baroni, cavalieri, e molt'altra nobile gente, non solamente maschi ma femmine, che sono molti e molte in questa lingua, volgari, e non litterati.

(*Convivio* I, 9.2)

Wie man sieht, werden sogar die Frauen nicht vergessen! Die Hinwendung zur Volkssprache weist gewisse emanzipatorische Züge auf. Daß mit der Verwendung einer unter den vielen Volkssprachen des Abendlandes die durch das Latein gewährleistete Universalität verloren geht, nimmt Dante bewußt in Kauf: daß die *litterati* außerhalb Italiens ihn nun nicht mehr verstehen, wiegt gering angesichts der tausendfach gewachsenen Leserschaft im eigenen Land. Auch in seiner Höherwertung des Nationalen gegenüber dem mittelalterlichen Supranationalismus erweist sich Dante als ein Wegbereiter der Renaissance.

Waren unter dem Schlagwort *prontezza di liberalitade* vor allem soziale und politische Gesichtspunkte erörtert worden, so gelangt Dante mit seinen Ausführungen über die „Liebe zur Muttersprache“ in eine Dimension, die nie zuvor so gesehen und formuliert worden war: die existentielle Verwurzelung des Menschen in seiner Sprache. Dieser, der eigenen, der Muttersprache, verdankt er geradezu sein Leben, sie ist Voraussetzung seiner Existenz in einem ganz unmittelbaren und konkreten Sinn:

Questo mio volgare fu congiuntore de li miei generanti ... manifestò lui essere concorso a la mia generazione, e così essere alcuna cagione del mio essere.

(Convivio I, 13.4)

Nur von der Muttersprache gilt das folgende:

dal principio de la mia vita ho avuta con esso /sc. lo volgare/ benignolenza e conversazione, e usato quello diliberando, interpretando e questionando.

(Convivio I, 13.9)

(Ein Dichter unseres Jahrhunderts, der Chilene Pablo Neruda, hat in seiner Autobiographie diese innige, geradezu körperlich-organische Verbundenheit des Menschen mit seiner Muttersprache eindringlich beschrieben:

No se puede vivir toda una vida con un idioma, moviéndolo longitudinalmente, explorándolo, hurgándole el pelo y la barriga, sin que esta intimidación forme parte del organismo. Así me sucedió con la lengua española.

(Pablo Neruda, *Confieso que he vivido*, Barcelona 1974 : 296))

Aus der intimen Vertrautheit des täglichen Umgangs vom Beginn des Lebens an erwächst eine Liebe, die vollkommener nicht sein kann (*perfettissimo amore*). Nur von einer solchen Sprache, die einem das allernächste ist (*lo volgare proprio ... non prossimo, ma massimamente prossimo a ciascuno*, I, 12.6.), kann gesagt werden, daß sie einem im Herzen spricht, ein Ausdruck, der in Dantes Dichtungen leitmotivisch immer wiederkehrt. Ich führe einige wenige Beispiele an:

udite il ragionar ch'è nel mio core.

(Convivio, Canzone prima, v. 2)

Amor che ne la mente mi ragiona.

(Convivio, Canzone seconda, v. 1)

Tutti li miei penser parlan d'Amore.

(Vita nova, XIII, 1)

*Donne ch'avete intelletto d'amore,
i' vo' con voi de la mia donna dire,*

*non perch'io creda sua laude finire,
ma ragionar per isfogar la mente.*

(Vita nova, XIX, 1 - 4)

*Gentil pensiero che parla di vui
sen vene a dimorar meco sovente,
e ragiona d'amor sì dolcemente,
che face consentir lo core in lui.*

(Vita nova, XXXVIII, 1 - 4)

Die Sprache der Liebe, die im Herzen, aus dem Herzen und zum Herzen spricht, kann nicht etwas Angelerntes sein, sie ist keine tote Kunstsprache. Das Liebeserlebnis fließt mit der aufwühlenden Entdeckung der Möglichkeiten, die in der eigenen Sprache so lange unerkannt schlummerten, zu einer unauflöselichen Einheit zusammen.

Aus der Liebe zur Muttersprache erwächst die Pflicht, für sie einzutreten, sie zu schmücken und zu bereichern (*magnificare*), sie zu verteidigen (*difendere*) und eifersüchtig über sie zu wachen (*essere geloso*). Bis in die Wortwahl hinein werden hier die Themen angeschlagen, die dann in der Renaissance, der Epoche der „Deffence et illustration“ der Muttersprachen, voll entfaltet werden. Der beste Dienst, den man der eigenen Sprache als stolzer und eifersüchtiger Liebhaber leisten kann, ist, daß man die ihr innewohnenden, bislang aber verborgenen Qualitäten ihrer reinen, unverfälschten Natur nach ans Tageslicht bringt. *Magnificare* bedeutet nicht das Aufsetzen von äußerlichem Schmuck, sondern die Entfaltung der echten, in der eigenen Substanz begründeten Werte. Nichts zeigt deutlicher den Wert einer Sprache als die schmucklose Nacktheit der diskursiven Prosa, in der abstraktes, folgerichtiges Denken seine Form findet:

nulla /grandezza/ fa tanto grande quanto la grandezza de la propria bontade, la quale madre e conservatrice de l'altre grandezze. ... e questa grandezza do io a questo amico /i.e. lo volgare/, in quanto quello elli di bontade avea in podere e occulto, io lo fo avere in atto e palese ne la sua propria operazione, che manifestare concepita sentenza.

(Convivio I, 10, 7/9)

{Nach heutigem Sprachgebrauch müßte zwischen *quello* und *elli* ein relativisches *che* stehen; bekanntlich war der uneingeleitete Relativsatz im älteren Italienisch häufig.}

Die wahre Schönheit zeigt sich nur, wenn nichts übertüncht, nichts verschleiert ist; dies gilt von einer Frau ebenso wie von einer Sprache:

chi vuole ben giudicare d'una donna, guardi quella quando solo sua naturale bellezza si sta con lei, da tutto accidentale adornamento discompagnata: Si come sarà questo comento, nel quale si vedrà l'agevolezza de le sue sillabe, le proprietadi de le sue costruzioni e le soavi orazioni che di lui si fanno; le quali chi bene agguarderà, vedrà essere piene di dolcissima e d'amabilissima bellezza.

(*Convivio* I, 9.13)

Mit solchen Äußerungen ist Dante ein Wegbereiter dessen, was sich zwei Jahrhunderte später entfaltet hat. Bereits hier ist, bezogen auf die Sprachkunst, ein Ideal der Renaissance präsent, dem in der bildenden Kunst ein Michelangelo in Werken wie dem *David* Ausdruck gegeben hat: das Ideal des auf sich selbst gestellten, aus eigener Kraft und Verantwortung lebenden Individuums, das sich keinen vorgegebenen Autoritäten unterworfen weiß; und das Ideal einer Schönheit, die auf alle Ornamente verzichten kann und sich in ihrer eigenen Nacktheit selbst genügt. Mit Dante kann man es als das Ideal der *propria bontade* bezeichnen.

Man kann die Grundidee dieses Einleitungskapitels nicht besser zusammenfassen, als Dante selbst dies tut. Er schließt mit den folgenden, oft zitierten Worten:

Questo /i.e. lo volgare/ sarà luce nuova, sole nuovo, lo quale surgerà là dove l'usato /i.e. lo latino/ tramonterà, e darà lume a coloro che sono in tenebre e in oscuritade, per lo usato sole che a loro non luce.

(*Convivio* I, 13.12)

Es gehörte die prophetische Gabe eines Dante dazu, an der Schwelle zum 14. Jahrhundert zu erkennen, daß die Sonne des Latein untergeht und daß ein neuer Tag heraufdämmt mit der Sonne einer neuen Sprache.

1.3.2. Sprachtheologie, Sprachwissenschaft und die Jagd nach dem „volgare illustre“ in *De vulgari eloquentia*

Kommen wir nun zu dem Traktat *De vulgari eloquentia*, der in den meisten Darstellungen von Dantes Sprachtheorie im Mittelpunkt steht; zunächst ist kurz die Frage nach dem Verhältnis zwischen den beiden Werken zu erörtern.

In diesem Zusammenhang wurde oft ein Paradox konstatiert: im *Convivio* spricht Dante auf Italienisch über die Höherwertigkeit des Latein, in *De vulgari eloquentia* hingegen auf Lateinisch über die Höherwertigkeit des Italienischen. Er gebraucht hierbei teilweise sogar dieselben Worte: so wie im *Convivio* von der *nobilità* des Lateinischen die Rede war, ebenso heißt es nun hier, das Volgare sei *nobilior*. Über dieses Paradox ist viel gerätselt und spekuliert worden. Mir scheint, daß die Gegensätzlichkeit der beiden Positionen durchaus relativ zu sehen ist. Zwar manifestiert sich im Wortlaut der beiden Traktate ein Widerspruch, doch ist dieser Widerspruch dialektisch. Oben wurde ja bereits aufgezeigt, daß im *Convivio* die so sorgfältig herausgearbeitete Überlegenheit des Latein als Hauptgrund dafür angeführt wird, diese Sprache gerade nicht zu benutzen. Zwar wird dem Latein höherer Adel zuerkannt, doch kommt es auf diesen Adel nicht an, vielmehr auf die Angemessenheit sowie auf die „Liebe“ das heißt auf die Unmittelbarkeit, mit der die eigene Sprache erlebt und erfahren wird. Zu einem großen Teil löst sich das Paradox also schon dadurch auf, daß, in dialektischer Kehrtwendung, die als solche anerkannte Überlegenheit zur Unterlegenheit wird.

Andererseits läßt sich die Paradoxie auf diese Weise wohl doch nicht ganz aus dem Weg räumen; ein gewisser Widerspruch bleibt bestehen. Wahrscheinlich ist hier die relative Chronologie der Werke entscheidend. Man hat bezweifelt, daß das *Convivio* in allen Teilen älter sei als *De vulgari eloquentia*. Unbestreitbar ist jedoch gerade im Vergleich der auf das Verhältnis von Latein und Volgare bezogenen Passagen eine Entwicklung, ja ein Fortschritt zu erkennen: was im *Convivio* noch eher tastend und vorsichtig formuliert worden war, das wird nun in *De vulgari eloquentia* klar, dezidiert und ohne Umschweife ausgedrückt. In den Jahren der Reflexion über das Dichten in der Muttersprache hat sich Dantes Denken allmählich gefestigt und strukturiert; im Verhältnis der beiden Texte wird die Spur dieses Vorgangs sichtbar.

Das eigentliche Thema von *De vulgari eloquentia* ist ein poetologisches: es geht um das Dichten in der Muttersprache, um die Anwendung der Regeln der Poetik auf das Italienische. Das zweite Buch des Werkes, das diesem Thema gewidmet ist und dem weitere Bücher hätten folgen sollen, ist unvollendet geblieben. So ist das erste Buch, das eigentlich nur als Einleitung konzipiert war, zu einem in sich geschlossenen Ganzen und zur tatsächlichen Hauptsache geworden. In diesem Buch legt Dante seine Theorie der menschlichen Sprachfähigkeit, der Sprachenvielfalt und des Sprachwandels dar, er versucht erstmals, die Sprachenvielfalt seiner weiteren und engeren Heimat zu erfassen und zu systematisieren; er entwirft ein Programm, wie das Italienische zur Kultur- und Literatursprache gemacht werden kann; und er legt den Grundstein für eine pan-italienische, über den Dialekten stehende italienische Hochsprache. All dies soll nun in Umrissen nachgezeichnet werden.

Während das *Convivio* bei der Wertung der beiden Sprachen in gewissem Sinne immer noch schwankt (zwar gelten Liebe und Freundschaft dem Volgare, aber das Lateinische ist nach wie vor der Herrscher), ist in *De vulgari eloquentia* die Rangfolge ganz eindeutig: primär ist das Volgare, das Lateinische ist sekundär. Dies gilt in dreierlei Hinsicht: bezüglich des Einzelnen, der Gesellschaft und der inneren Beschaffenheit der Sprache selbst. Der Einzelne lernt als erstes die Volkssprache; sie ist die Sprache, die er, nicht mit der Muttermilch, vielmehr mit der Milch seiner Amme einsaugt:

vulgarem locutionem appellamus eam quam infantes assuefiunt ab assistentibus, cum primitus distinguere voces incipiunt; ... quam sine regula, nutricem imitantes, accipimus.

(*De vulgari eloquentia* I, 1.2)

Demgegenüber ist die Kunstsprache sekundär, weil angelernt, und weil gesellschaftlich-national gesehen nicht alle, nur einige wenige Völker eine solche Kunstsprache besitzen, während die Muttersprache Gemeingut aller Völker ist:

est et inde alia locutio secundaria nobis, quam Romani grammaticam vocaverunt. Hanc quidem secundariam Greci habent et alii, sed non omnes: ad habitum vero huius pauci perveniunt, quia nisi per spatium temporis et studii assiduitatem regulamur et doctrinamur in illa.

(*De vulgari eloquentia* I, 1.3)

Dies ist denn auch der Punkt, der die innere Beschaffenheit betrifft: die Primärsprache ist natürlich, die Sekundärsprache künstlich; dementsprechend ergibt sich ein eindeutiges Werturteil zugunsten der Primärsprache:

harum quoque duarum nobilior est vulgaris: tum quia prima fuit humano generi usitata; tum quia totus orbis ipsa perfruitur, licet in diversas prolationes et vocabula sit divisa; tum quia naturalis est nobis, cum illa potius artificialis existat.

(*De vulgari eloquentia* I, 1.4)

Die an dieser Stelle gebrauchte Formulierung klingt wörtlich an das mehrfach zitierte Diktum von Roger Bacon an, wonach die menschliche Sprache in der Substanz universell, und nur im Akzidentellen variabel sei. Dieser Gedanke erhält bei Dante eine neue, auch bei Alfonso el Sabio noch nicht so gesehene Wendung: nicht, wie bei den Scholastikern, die semantisch-logische Tiefenstruktur, ist die gemeinsame Grundlage aller Volkssprachen, sondern ihr ontogenetisch wie phylogenetisch primärer Charakter. Alle Menschen haben eine Muttersprache, das heißt, eine Sprache, mit der sie nicht nur eine bestimmte Grammatik, sondern das Sprechen schlechthin gelernt haben. Das Universale ist für Dante das existentielle Verhältnis des Menschen zu der Sprache, mit der ihm in früher Kindheit die Grundlage für jede weitere geistige Entwicklung gelegt worden ist. Daß die „Ammen“ bei den verschiedenen Völkern verschiedene Laute und Worte (*prolationes et vocabula*) benutzen, ist unerheblich; entscheidend ist die Tatsache, daß sie den Kindern überhaupt eine Primärsprache vermitteln. Aus heutiger Sicht läßt sich dies so formulieren: allen Menschen ist ein genetisch vorgegebenes Spracherwerbsprogramm angeboren, das zu einem bestimmten Zeitpunkt der kindlichen Entwicklung des auslösenden Mechanismus einer beliebigen Einzelsprache bedarf, um in Gang gesetzt zu werden. Universal ist die Befähigung zum Primärspracherwerb, mögen die erworbenen Sprachen auch noch so sehr divergieren. Universal ist, wieder mit Dante formuliert, das Sprechen (*locutio*), nicht die Sprache (*ydiuma*).

Nur der Mensch ist sprachbegabt (*soli homini datum fuit ut loqueretur*, I, 4.1). Seine Sprechfähigkeit ist das entscheidend wichtige Merkmal seiner Stellung in der Schöpfung. Er steht zwischen Tier und Engel und ist infolgedessen das einzige Wesen, das ein Zeichensystem nach Art der Sprache benötigt: Tiere verständigen sich instinkthaft, durch ihre Handlungen und das, was sie erleiden (*actus et passiones*);

Engel kommunizieren als Geistwesen unmittelbar miteinander, da sie der „Dichte und Undurchdringlichkeit“ (*grossitia atque opacitas*) des Körperlichen enthoben sind. Der Mensch allein ist Körper und Geist zugleich; ein lediglich körperliches Zeichen könnte die Verbindung von Geist zu Geist nicht herstellen, ein lediglich geistiges Zeichen die Mauer der Körperlichkeit nicht durchdringen. So bedarf es zur Verständigung von Mensch zu Mensch eines Zeichens, das dem Körper wie dem Geist gemäß, also zugleich „sinnlich“ (*sensuale*) und „verständlich“ (*rationale*) ist:

si tantum rationale esset, pertransire non posset; si tantum sensuale, nec a ratione accipere nec in rationem deponere potuisset. Hoc equidem signum est ipsum subiectum nobile de quo loquimur: nam sensuale quid est in quantum sonus est; rationale vero in quantum aliquid significare videtur ad placitum.

(*De vulgari eloquentia* I, 3. 2/3)

Das Verhältnis von Ausdrucks- und Inhaltsseite der Sprache wird anthropologisch-theologisch gedeutet: das Lautliche ist ein notwendiges Zugeständnis an diejenige Seite unseres Wesens, die uns mit dem Tier verbindet; es ermöglicht so, daß das Ziel der Sprache erreicht wird, nämlich die Vermittlung von Geistigem. Interessant ist der in diesem Zusammenhang verwendete Ausdruck: Zweckbestimmung des Sprechens ist nichts anderes als *nostre mentis enucleare aliis conceptum* (I, 2.3). *Enucleare* bedeutet ja wörtlich „entkernen“. Das im Geist Konzipierte ist immateriell und daher dem anderen Menschen direkt nicht zugänglich. Die Sprache, die als materielles Zeichen zwischenmenschlich kommunizierbar ist, legt diese unsichtbar im Geist des Anderen verborgenen „Kern“ frei; sie erlaubt es, ihn herauszuschälen, und macht ihn so sinnlich wahrnehmbar.

Die darauf folgenden Abschnitte in Dantes Traktat befassen sich mit der Sprache Adams und dem Turmbau zu Babel. All dies zeigt Dante als ein Kind seiner Zeit und braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Nur als Kuriosität sei angeführt, daß er sich bemüht fühlt, in einem Punkt den Bericht der Genesis zu korrigieren: daß Eva, und nicht Adam, die ersten Worte gesprochen haben soll, wird geradezu als „unziemlich“ qualifiziert: ein so hehrer Akt mußte der Krone der Schöpfung, dem Mann, vorbehalten bleiben:

quamquam mulier in scriptis prius inveniatur locuta, rationabilis tamen est ut hominem prius locutum fuisse credamus, et inconve-

nienter putatur tam egregium humani generis actum non prius a viro quam a femina profluxisse.

(*De vulgari eloquentia* I, 4.3)

Man sieht, daß das oben erwähnte emanzipatorische Element in Dantes Sprachtheorie auch nicht überbewertet werden darf!

Nach dem Abriß einer allgemeinen Sprachtheorie, die man auch als Sprachtheologie bezeichnen könnte, wendet sich Dante der konkreten Sprachsituation in Europa und Italien zu. Hiermit betritt er absolutes Neuland: noch nie war es unternommen worden, die hier gesprochenen Sprachen systematisch zu erfassen. Entsprechend seiner Vorliebe für die Zahl drei nimmt er im großen wie im kleinen eine Dreigliederung vor.

Nach der babylonischen Sprachverwirrung wurde ein *ydiuma tripharium* nach Europa gebracht, ein Ausdruck, den Trissino, Autor der ersten Übersetzung von Dantes Traktat ins Italienische, mit *tre lingue* wiedergibt. (Trissino (s. u. III. 4.2.) hat die von ihm neuentdeckte Schrift Dantes um 1514 in Florenz zur Diskussion gestellt; 1529 brachte er in Vicenza eine italienische Übersetzung heraus (Neudruck in den *Opere*, Verona 1729, 145 - 192; vgl. auch Klein 1957 : 57ff). Infolge dieser Neuentdeckung durch Trissino übte das Werk, nachdem es über zwei Jahrhunderte praktisch unbekannt geblieben war, einen tiefgreifenden Einfluß auf die Sprachdiskussion des 16. Jahrhunderts aus.) Alle Sprachen Europas sind aus diesem dreifachen Grundidiom entstanden. Diese Einteilung ist infolge mangelnder Faktenkenntnis natürlich noch recht unsicher. Es scheint, daß Dante eine Einteilung in Griechenland, Romania und den ganzen Rest vorschwebte, wobei in diesem Rest Slaven, Ungarn und germanische Völker zusammengemischt sind. Immerhin hat Dante, vom Wissensstand seiner Zeit aus beurteilt, eine gute Intuition unter Beweis gestellt, wenn er Griechisch, Romanisch und Germanisch als die drei bedeutendsten Sprachzweige West- und Südeuropas darstellt. Ob der semantisch unklare Ausdruck *ydiuma tripharium* so interpretiert werden darf, daß Dante hinter diesen Sprachfamilien ein Verwandtschaft oder gemeinsame Grundsprache geahnt hat, kann nicht beurteilt werden. (Offenbar meinte Dante, das lateinische *trifarius* komme aus dem Griechischen, weshalb er es mit *-ph-* schrieb, so wie auch in der Schreibung von *ydiuma* mit *y-* ein Hinweis auf die - in diesem Fall tatsächlich griechische - Herkunft des Wortes gegeben werden soll.) Jedenfalls spricht die Ver-

wendung desselben Terminus im Zusammenhang mit den romanischen Sprachen, wo er klar im Sinne von „idioma tripartito“ (so Trissino) gemeint ist, dafür, daß eine solche Interpretation nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Natürlich darf man deswegen Dante nicht zum ersten Indogermanisten hochstilisieren.

Weitaus berühmter sind Dantes Ausführungen zu dem zweiten *ydiuma tripharium*, den romanischen Sprachen nämlich, wo er die allseits bekannte Einteilung nach dem Kriterium der Bejahungspartikel vornimmt: er nimmt das Kriterium der Verwendung von *oc*, *oïl* und *si* zur Differenzierung von Großräumen innerhalb dessen, was wir heute als Romania bezeichnen. In seinem Blickfeld befanden sich der Süden und der Norden Frankreichs sowie Italien. Daß auch auf der Iberischen Halbinsel *si*-Sprachen gesprochen werden, war ihm offensichtlich nicht bekannt. Nun ist natürlich die Bejahungspartikel kein sonderlich geeignetes Gliederungskriterium (man vergleiche auch die interessanten Parallelen zu Dante bei Charles Bovelles, s. u. III. 5.3.1); bemerkenswert und historisch bedeutsam ist Dantes Theorie weniger wegen ihres konkreten Inhalts als vielmehr deshalb, weil sie der erste Versuch einer Klassifikation der romanischen Sprachen überhaupt ist. Darüber hinaus kommt hier erstmals die Romania als Einheit in Sicht; erstmals werden die romanischen Sprachen als Abkömmlinge einer einheitlichen Grundsprache dargestellt. War Dante also der Begründer der romanischen Sprachwissenschaft, zu den ihn manche Darstellungen machen wollen? Sicher ist eine solche Auffassung nicht ganz von der Hand zu weisen. Allerdings gilt sie nur in einem recht eingeschränkten Sinn: die konkreten Detailkenntnisse waren einfach noch zu lückenhaft, um selbst die genialste Intuition über das Niveau vager Spekulation zu erheben.

Bedeutsamer und in Grundzügen bis heute gültig ist Dantes Beitrag zur dialektalen Gliederung Italiens. Darüber hinaus zieht er aus den ihm wohlvertrauten italienischen Verhältnissen weitreichende Schlußfolgerungen allgemeiner Art, die von grundlegender Wichtigkeit sind. Nie zuvor und auch nur selten danach ist das Problem der Verhältnisse von Variabilität und Einheit, von tausendfach sich verästelnder Vielgestaltigkeit und dennoch dahinter sichtbar werdender Konstanz so klar durchdacht und formuliert worden wie in *De vulgari eloquentia*. Hierbei zielen die Begriffe „Einheit“ und „Konstanz“ nicht auf sprachliche Universalien: wie schon gesagt, sieht Dante das Universale nur auf der Ebene des Sprechens an sich, nicht auf der Ebene

bestimmter semantischer und syntaktischer Strukturen. Einheit und Konstanz beziehen sich auf das zahlreichen konkreten Einzelidiomen zugrundeliegende Gemeinsame; Konstanten sind für Dante sprachliche Elemente, die in keiner der vielen Varianten rein vorkommen, sich aus ihnen aber durch Abstraktion herleiten lassen; musikalisch gesprochen: ein Thema, das sich nur in seinen Variationen manifestiert und aus diesen erschlossen werden muß. Linguistisch faßt man dies heute unter den Begriff des Diasystems. Dante geht vom Allgemeinen zum Besonderen und von da wieder zurück zum Allgemeinen: von der Sprache des *bel paese dove il si suona* als Zweig des panromanischen *ydiuma tripharium* zu den einzelnen Dialekten und Subdialekten Italiens, und von da wieder zurück zu der erst noch zu schaffenden italienischen Hochsprache, die als Inbegriff der Italianität über den Dialekten schwebt.

Dantes Auffassung von der sprachlichen Variabilität ist radikal; im Kontext der Epoche wirkt sie revolutionär und seiner Zeit weit voraus. Sowohl die diatopische als auch die diachronische Instabilität gehört wesensmäßig zur Sprache dazu:

Cum igitur omnis nostra loquela - preter illam homini primo concreatam a Deo - sit a nostro beneplacito reparata post confusionem illam que nil aliud fuit quam prioris oblivio, et homo sit instabilissimum atque variabilissimum animal, nec durabilis nec continua esse potest, sed sicut alia que nostra sunt, puta mores et habitus, per locorum temporumque distantias variari oportet.

(*De vulgari eloquentia* I, 9.6)

Bezüglich der zeitlichen Variabilität ist oft gesagt worden, Dante habe den Sprachwandel, die Dimension der Diachronie, als erster erfaßt und beschrieben. Dies ist sicher nicht ganz korrekt, hatten wir doch ähnliche Ideen auch schon bei Alfonso el Sabio gesehen. Darüber hinaus handelt es sich in gewissem Maß um einen schon aus der Antike stammenden Topos. Eine berühmte Stelle aus der Poetik des Horaz, die im Verlauf der Entwicklung der Sprachtheorie in Europa immer wieder zitiert worden ist, lautet so:

*ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas,
et iuvenum ritu florent modo nata vigentque.
debemur morti /.../ mortalia facta peribunt,
nedum sermonum stet honos et gratia vivax.*

*multa renascentur quae iam cecidere cadentque
quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.*

(Quintus Horatius Flaccus, *Ars poetica*, 60 - 64; 68 - 72)

Dieser Gedanke wird, unter Übernahme des Bildes vom alljährlich sich erneuernden Laub, von Dante auch in der *Comedia* ausgeführt; er wird dort Adam in den Mund gelegt, der im Paradies zu dem Dichter spricht:

*chè nullo effetto mai razionabile,
per lo piacere uman che rinnovella
seguendo il cielo, sempre fu durabile.
Opera naturale è ch'uom favella;
ma così o così, natura lascia
poi fare a voi, secondo che v'abbella. /.../
chè l'uso de' mortali è come fronda
in ramo, che sen va e altra vene.*

(*Paradiso* 26, 127 - 132; 137 - 138)

Hier wird derselbe Gedanke vom Verhältnis des Universalen zum Partikularen, den wir soeben in diskursiver Form in *De vulgari eloquentia* gefunden haben, dichterisch gestaltet: die Sprachfähigkeit als solche ist naturgegeben und daher universal und unveränderlich; die je individuelle Sprachform jedoch ist in das Belieben der Menschen gestellt (*beneplicitum humanum = lo piacere uman* oder *secondo che v'abbella* „wie es euch schön erscheint“) und daher in Raum und Zeit variabel. Nichts Menschliches ist dauerhaft; was der Geist nach seinem Belieben ersinnt, muß untergehen und durch Neues ersetzt werden. Auch in *De vulgari eloquentia* wird, wie zuvor im *Convivio* und wie bei Alfonso el Sabio, der Gedanke der diachronischen Variabilität damit illustriert, daß sich die Sprache der eigenen Stadt nach entsprechend langer Zeit zur Fremdsprache entwickelt, ja, daß sie fremder ist als die Fremdsprachen der eigenen Zeitgenossen:

*multo magis discrepare videmur a vetustissimis concivibus nostris
quam a coetaneis perlonginquis. Quapropter audacter testamur
quod si vetustissimi Papienses nunc resurgerent, sermone vario
vel diverso cum modernis Papiensibus loquerentur.*

(*De vulgari eloquentia* I, 9.7)

Dante verdeutlicht am Beispiel der Padovaner, was Alfonso am Beispiel der Goten gezeigt hatte.

Eine besondere Akzentuierung erfährt die Idee des Sprachwandels bei Dante in folgender Hinsicht. Sprachveränderung erfolgt in Relation zur Lebensspanne des einzelnen Menschen so langsam, daß er sie kaum wahrnimmt. Erst in der längere Zeiträume umfassenden historischen Rückschau wird der Wandel deutlich. Dem naiven Blick könnte es scheinen, als sei Sprache unveränderlich, denn:

*non etenim ammiramur si extimationes hominum qui parum distant
a brutis putant eandem civitatem sub invariabili semper civicasse
sermone, cum sermonis variatio civitatis eiusdem non sine longis-
sima temporum successione paulatim contingat, et hominum vita
sit etiam, ipsa sua natura, brevissima.*

(*De vulgari eloquentia* I, 9.9)

Veränderlichkeit ist die natürliche Lebensbedingung der natürlichen, der primären Sprache. Das entscheidende Wesensmerkmal der sekundären, der Kunstsprache ist genau dadurch *ex negativo* umrissen: das Lateinische, die *gramatica*, ist dadurch definiert, daß sie dem natürlichen Wandel durch bewußte Fixierung entzogen worden ist. Da sie in einer ganz bestimmten Form festgeschrieben wurde, kann sie sich *per definitionem* nicht verändern (*variabilis esse non potest*). Die *gramatica* in diesem Sinn ist eine Erfindung, ein bewußter, willensmäßiger Eingriff des Menschen in das natürliche Funktionieren der Sprache; sie setzt Planung und Gestaltung voraus:

*hinc moti sunt inventores gramatice facultatis: que quidem grama-
tica nichil aliud est quam quedam inalterabilis locutionis ydempti-
tas diversis temporibus atque locis.*

(*De vulgari eloquentia* I, 9.11)

Ein ebenso unveränderliches Volgare zu schaffen und dadurch die Volkssprache zur Dignität des lateinischen Vorbilds zu erheben, das ist die Aufgabe, der Dante sich gegenüber sieht.

Neben der diachronischen ist die diatopische Variabilität der Volkssprache Dantes Hauptthema. Der italienische Sprachraum wird eingeteilt in eine rechte und eine linke Hälfte, wobei der Apenninenkamm die Scheidelinie bildet (eine partielle Vorwegnahme der These von Walther von Wartburg, wonach der Apenninenkamm zwischen La Spezia und Rimini die Hauptscheidelinie nicht nur Italiens, sondern der ganzen Romania ist!). Natürlich waren Dantes Kenntnisse der einzelnen italienischen Dialekte sehr ungleichmäßig und zum großen Teil

recht vage; daß er jedoch mit dieser Darstellung der Sprachverhältnisse in Italien eine absolut vorbildlose Pionierleistung vollbracht hat, ist unbestreitbar. Er war sich auch selbst der völligen Neuheit seines Vorgehens bewußt, etwa wenn er, ganz unmitttelalterlich, sich folgendermaßen äußert:

nos autem nunc oportet quam habemus rationem periclitari, cum inquirere intendamus de hiis in quibus nullius auctoritate fulcimur.

(*De vulgari eloquentia* I, 9.1)

Dante nimmt vierzehn Hauptdialekte an, die ihrerseits wieder in zahllose Unterdialekte zerfallen. Die Variabilität reicht so weit hinab, daß auch Stadtviertel Subdialekte der Stadtmundart sprechen. Wollte man all diese Feinheiten berücksichtigen, so käme man allein in dem kleinen Italien auf weit über tausend Varietäten. Die vierzehn Hauptdialekte werden kurz charakterisiert und mit - mehr oder weniger korrekten - Beispielen illustriert. Interessanterweise ist sich Dante hierbei auch der Sonderstellung des Sardischen wohl bewußt; die Position dieser Sprache gegenüber dem italo-romanischen Dialektkontinuum könnte man auch aus heutiger Sicht kaum treffender charakterisieren, als Dante dies tut:

Sardli] ... non Latii sunt sed Latii associandi videntur.
(*De vulgari eloquentia* I, 11.7)

Dem archaischen Charakter des Sardischen trägt er mit der Einschätzung Rechnung, daß die Sarden als einzige kein eigenes Volgare haben, sondern die *gramatica* „nachäffen“ (*gramaticam tanquam simie imitantes*); abgesehen von der hierin zum Ausdruck kommenden abschätzigen Wertung hat Dante richtig gesehen, daß unter allen romanischen Sprachen das Sardische dem Lateinischen am nächsten steht.

Unter all den vielen Varietäten des „latischen Idioms“ soll nun die eine gefunden werden, die geeignet ist, zur neuen Dichtersprache erhoben zu werden. Dante vergleicht diese Suche mit der Jagd nach einem edlen Wild, nach einem Panther, dem er nachstellt und in seine Netze zu locken sucht. Die geographische Durchforstung der Halbinsel mit ihren Inseln hat kein Ergebnis gebracht; er muß eine „vernünftiger Suchtaktik“ anwenden (*rationabilius investigemur*). Das edle Wild ist in Wahrheit nirgends beheimatet. Das Volgare der Kunstdichtung ist mit keinem einzelnen der vielen Dialekte identisch. Es ist nicht eine

der Varietäten, sondern der hinter den Varietäten aufscheinende Inbegriff der Italianität:

in quantum ut homines latini agimus, quedam habemus simplicissima signa et morum et habituum et locutionis, quibus latine actiones ponderantur et mensurantur. Que quidem nobilissima sunt earum que Latinorum sunt actiones, hec nullius civitatis Ytalie propria sunt, et in omnibus comunia sunt: inter que nunc potest illud discerni vulgare quod superius venabamur, quod in qualibet redolet civitate nec cubat in ulla.

(*De vulgari eloquentia* I, 16. 3/4)

Das noble Volgare als Quintessenz der dialektalen Varietäten durchduftet alles, ist aber nirgends lokalisierbar, auch nicht in der Toskana oder in Florenz; so will es jedenfalls der Wortlaut dieser Stelle. An diesem Problem hat sich die Jahrhunderte währende Auseinandersetzung mit der *questione della lingua* entzündet: ist die italienische Hochsprache ein kultiviertes Toskanisch, oder eine von jeder lokalen Varietät unabhängige Kunstsprache? Modern gesprochen: ist sie ein ausgebauter Einzeldialekt, oder die Verkörperung des die Einzeldialekte überwölbenden Diasystems? Bis hin zu Manzoni schied diese Frage die Geister. Die Vertreter der zweiten These, derjenigen des Diasystems, konnten sich auf den eben zitierten Passus und damit auf die Autorität Dantes berufen; die Vertreter der toskanischen These hatten die sprachliche Wirklichkeit für sich: es kann ja ernsthaft nicht bezweifelt werden, daß die italienische Hochsprache in ihrem Kern toskanisch ist. Nun wußte natürlich auch Dante, daß die Eigenschaften des supradialektalen Diasystems in manchen Einzeldialekten stärker, in anderen weniger stark ausgeprägt sind; unmittelbar im Anschluß an die soeben zitierte Stelle heißt es:

potest tamen magis in una /sc. civitate/ quam in alia redolere.

Der Dialekt, in dem sich die gewünschten Eigenschaften am reinsten ausprägen, ist nun in der Tat das Toskanische, und dies gewiß nicht nur, weil es Dantes eigener Dialekt ist, vielmehr vor allem wegen seines relativen Konservatismus und weil es infolge seiner zentralen Stellung zwischen den Extremen des Nordens und des Südens vermittelt. Die Italianität als Maßstab einer Hochsprache, die auf dem Toskanischen beruht, ohne mit ihm identisch zu sein: so könnte man Dantes Standpunkt zusammenfassend charakterisieren. Diese Auffassung ist ausgewogen und differenziert formuliert; dennoch konnte man

später mit Bruchstücken und mit aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten heiß debattierte Antithesen zimmern.

Der so definierten italienischen Hochsprache werden in einem oft zitierten Passus vier Attribute gegeben:

adepti quod querebamus, dicimus illustre, cardinale, aulicum et curiale vulgare in Latio quod omnis latie civitatis est et nullius esse videtur, et quo municipalia vulgaria omnia Latinorum mensurantur et ponderantur et comparantur.

(*De vulgari eloquentia* I, 16.6)

Dieses Volgare ist *illustre*, weil es durch hervorragende Dichter von allen Mängeln befreit und zur vollkommenen Urbanität kultiviert worden ist; es ist *cardinale*, weil es in der bunten Sprachlandschaft Italiens als der Angelpunkt (*cardo*) wirkt, um den sich alles dreht; es ist *aulicum*, weil es wie ein Königshof allen und keinem gehört und im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens steht; und es ist *curiale*, weil es wie die Kurie den Ton im Lande angibt. Das letztgenannte Attribut ist besonders beachtenswert: wegen der politischen Zersplitterung Italiens gibt es keine Kurie, keine Zentralgewalt im politischen Sinn; dennoch gibt es „Glieder der Kurie, die im Lichte der Vernunft geeint sind“. Man kann also schließen:

curiam habemus, licet corporaliter sit dispersa.

(*De vulgari eloquentia* I, 18.5)

Ebendies gilt auch von der Hochsprache; sie hat keine geographische, wohl aber eine geistige Heimat. Das *volgare illustre* ist in den besten Köpfen zuhause, bei allen bedeutenden Dichtern von Sizilien bis zur Lombardei. Es ist eine geistige Kurie des politisch zerrissenen Italien.

Hatten wir im *Convivio* gesehen, wie für Dante die Entdeckung der Muttersprache zur existentiellen Schlüsselerfahrung wird, die ihm die eigene Kraft zu Bewußtsein bringt und ihn zur Loslösung von der konventionellen Autorität des Latein führt, so erweist er sich nun in *De vulgari eloquentia* als ein Sprachphilosoph und auch Sprachwissenschaftler von überragendem Rang. Dank seiner Orientierung am konkreten Sprechen in seiner Dynamik und seiner unendlichen Vielfalt gelangen ihm Entdeckungen, die im Kontext seiner Zeit, der Hochblüte der logischen Semantik, revolutionär waren und zum Teil erst Jahrhunderte später voll gewürdigt und fruchtbar umgesetzt wurden. Mit der

Überordnung der allen Menschen gemeinsamen Volkssprache über ein elitäres Kunstidiom wird er zum Wegbereiter des Menschenideals der Renaissance; mit seiner Betonung der Variabilität und Veränderbarkeit der Sprache legt er die Grundlage für den Partikularismus in der Sprachauffassung, der zwei Jahrhunderte später zum Durchbruch kam. Mit seinem Versuch einer Klassifizierung der romanischen Sprachen wird er zum fernen Ahnherrn der romanischen Sprachwissenschaft; seine Einteilung der italienischen Dialekte macht ihn zum Begründer der Sprachgeographie. Er entwickelt die Idee eines supradialektalen Diasystems, die erst in unserem Jahrhundert linguistisch genauer gefaßt worden ist. Die Folgerichtigkeit, mit welcher er Instabilität und Wandelbarkeit als zentrales Wesensmerkmal der Sprache herausarbeitet, erlaubt es, ihn als einen der bedeutendsten Vorläufer jener historischen Sprachwissenschaft zu betrachten, die im frühen 19. Jahrhundert begann und auf deren Grundlage wir uns auch heute noch bewegen.

2. Emanzipation des Latein und Emanzipation vom Latein im europäischen Humanismus

Etwa zeitgleich mit dem Höhepunkt der scholastischen Sprachphilosophie in Zentraleuropa repräsentiert Dante in Italien den Beginn eines neuen Denkens, dem es nicht mehr darum geht, am Lateinischen die universalen Formen einer logischen Semantik abzulesen, sondern darum, dem Lateinischen als historisch gewachsener Einzelsprache wieder neu gerecht zu werden. Er wirft die Themen und Fragestellungen auf, die dann später in der italienischen und gesamteuropäischen Renaissance entfaltet worden sind. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts beginnt, von Italien ausgehend, die Bewegung zur Restauration des „echten“ Latein, das heißt der Sprache der klassischen Antike. Damit Hand in Hand geht eine teilweise vehemente Ablehnung des mittelalterlichen Latein, das man nun als barbarisch bekämpft. Das Lateinische erhält so einen neuen Stellenwert: es ist nicht mehr Spiegel einer universalen logischen Form, nicht mehr ein Modell für *grammatica* schlechthin; es hat aufgehört, für Sprache überhaupt zu stehen. Man betrachtet es nun als Einzelsprache, als Individualität, als historisch gewachsenes Gebilde, dessen Entwicklung von bestimmten historischen, sozialen und politischen Faktoren abhängig ist. Damit rücken auch die ästhetischen Qualitäten dieser Sprache wieder ins Blickfeld. Es kommt nicht mehr so sehr darauf an, eine möglichst elaborierte und ausgefeilte Terminologie zu verwenden, oder die Figuren der logischen Argumentation genau zu befolgen; was nun vor allem zählt, ist die Eleganz. Das Lateinische dient nicht mehr primär als Instrument eines quasi mathematisierten Denkens, vielmehr wandelt es sich wieder zu einer Kultur- und Literatursprache. Ein und dieselbe historische Einzelsprache erscheint somit im Fokus sowohl der universalistischen als auch der partikularistischen Perspektive: dem supranationalen, universalen Latein des Mittelalters tritt das historisch authentische klassische Latein des Humanismus gegenüber. Durch den Umschwung vom Universalismus zum Partikularismus emanzipiert sich somit zunächst einmal das Lateinische selbst.

2.1. Lorenzo Valla, der Wiederentdecker der lateinischen Eleganz

Der erste Autor, der diesen Umschwung im Sprachbewußtsein programmatisch formuliert hat, war der italienische Humanist Lorenzo Valla (vgl. Camporeale 1972, Marsh 1979, Tavoni 1984 sowie allgemein zum italienischen Frühhumanismus Stever 1977). Dieser streitbare Hu-

manist ist unter anderem durch seine Rehabilitation des im christlichen Abendland verrufenen Epikur (*De voluptate*, entstanden 1431, gedruckt 1483) und durch seine textkritischen Untersuchungen zum Neuen Testament bekannt geworden, in denen er das Studium des griechischen Urtextes über die bis dahin als sakrosankt geltende Vulgata stellt. In seinem Hauptwerk *Elegantiarum linguae latinae libri sex* (entstanden 1435 - 1444, gedruckt 1471) tritt der geistesgeschichtliche Umschwung, den wir soeben charakterisiert haben, erstmals in voller programmatischer Schärfe und Deutlichkeit in Erscheinung. Valla knüpft an das lateinische Stilideal der klassischen Antike an: das Lateinische ist für ihn durch die „Barbareneinfälle“, also die Invasionen der germanischen Völker, und später auch durch die mittelalterliche Barbarei verderbt worden. Es gilt nun, die Sprache von dieser Verderbnis zu säubern und sie wieder an das klassische Ideal heranzuführen. Besonders heftig polemisiert Valla gegen den Sprachgebrauch der Scholastiker. Er wendet sich gegen Neologismen wie *entitas* oder *quidditas*, die er als barbarisch klassifiziert. Die große Zahl präziser Termini, die in der scholastischen Periode im Lateinischen gebildet worden waren (und die zum Teil ja auch in die modernen europäischen Sprachen Eingang gefunden haben), wird vom Standpunkt des Humanismus aus als überflüssiger Ballast und als Pedanterie gebrandmarkt. Nicht mehr die logischen Spitzfindigkeiten eines scholastisch verfeinerten Denkens stehen nunmehr im Vordergrund, sondern die sprachliche Eleganz, die stilistische Schönheit. Hierbei werden dann auch die Unterschiede zwischen den einzelnen antiken Autoren wichtig. Valla ist der erste, der stilkritische Beobachtungen an antiken Autoren anstellt und somit der sich entwickelnden klassischen Philologie, der Ahnherrin aller späteren Einzelphilologien, den Weg weist. Die lateinische Sprache wird nicht mehr als Abbild des universalen Denkens, sondern als Stoff zu literarischer Gestaltung aufgefaßt, als Materie individueller sprachlicher Meisterwerke, die individuell beurteilt werden müssen.

Mit dieser ästhetisierenden Einstellung zur Sprache geht eine Neueinschätzung ihrer historischen Rolle Hand in Hand: das Lateinische wird nicht mehr als supranationales Verständigungsmittel, sondern als Ausdruck des römischen Imperialgedankens gesehen. Die Römer beherrschten die Welt, und mit ihrer Herrschaft breiteten sie ihre Sprache aus:

Nostra est Italia, nostra Gallia, nostra Hispania, Germania, Pannonia, Dalmatia, Illyricum, multaeque aliae nationes. Ibi namque romanum imperium est ubicumque romana lingua dominatur.

(Valla 1471 (1952) : 596; s. a. Tavoni 1984 : 123)

Hier klingt also, auf die römische Geschichte gewendet, jener Gedanke von der Sprache als der „Begleiterin des Imperiums“ an, dem wir bald danach im Werk des spanischen Humanisten Nebrija wiederbegegnen werden. Für den hier verfolgten Zusammenhang ist es wichtig hervorzuheben, daß das Lateinische nicht mehr als etwas Unveränderliches, ein für alle Mal Feststehendes gesehen wird, sondern als ein historisches Gebilde, das sich im Lauf der Zeit wandelt und dessen Schicksal von dem der Völker abhängig ist, welche die Sprache gebrauchen. Der Partikularismus in der Sprachbetrachtung geht einher mit einer zumindest ansatzweise historischen Perspektive. Nach dem rein statischen Denken des Mittelalters tritt die Geschichtlichkeit der Sprache und der menschlichen Gesellschaft in den Vordergrund.

In diesem Zusammenhang vertritt Valla die später von vielen Autoren wieder aufgenommene These von der Verderbnis des Latein durch die Barbareneinfälle. Das Ideal des klassischen Stils ist durch die Goten, Vandalen und die anderen Barbaren verlorengegangen. Auf die mittelalterlichen Autoren mit ihrem nur noch „stammelnden“ Latein wird verächtlich herabgeschaut. Hierbei bezieht Valla auch die scholastischen Sprachphilosophen explizit mit ein, von denen er nur zu sagen weiß, daß sie die Traktate *De modis significandi* „erbrochen“ haben (*qui de modis significandi volumina evomit*). Die Ablehnung des vorangegangenen Universalismus könnte krasser nicht formuliert werden.

Die Supranationalität des Mittelalters beginnt hier, dem modernen Nationalismus zu weichen. Das Lateinische wird von Valla nicht mehr als Gemeingut des Abendlandes gesehen, sondern als Besitz seines Ursprungslandes, nämlich Italiens. Hier ist es zu Hause, und wenn andere Völker es übernommen haben, dann nur, weil sie von Rom militärisch unterworfen worden sind und die Kultur der überlegenen Sieger angenommen haben. Das Lateinische wird somit auch in den Dienst eines beginnenden italienischen Nationalismus gestellt.

Im italienischen Frühhumanismus eines Lorenzo Valla erblicken wir somit die Anfänge einer neuen Einstellung zur Sprache, welche die

Emanzipation des Lateinischen als eigenständiger Kultur- und Literatursprache mit sich gebracht hat. Es gehört indessen zu den scheinbaren Paradoxien der Geistesgeschichte, daß gerade das Bemühen um ein reines, ursprüngliches und authentisches Latein dazu führte, daß diese Sprache in Europa zu Tode gekommen ist. Solange sich das Lateinische im Mittelalter lebendig fortentwickelte, solange man keine Scheu hatte, Neologismen zu bilden, um neuen Ausdrucksbedürfnissen gerecht zu werden, solange man sich nicht um eine antikisierende Reinheit des Stils kümmerte, sondern die Sprache so benutzte, wie man dies den augenblicklichen Bedürfnissen entsprechend für richtig hielt, so lange blieb das Lateinische immer noch eine lebende Sprache. In dem Augenblick jedoch, als der Kanon der klassischen Literatur sich erneut zu einer verbindlichen Richtschnur entwickelte, wurde ein elitärer Anspruch erhoben, dem nur eine kleine Schicht hochspezialisierter Intellektueller gerecht zu werden imstande war. Auf längere Sicht mußte dies dazu führen, daß das Studium und der praktische Gebrauch des Lateinischen allmählich zu einem bloßen geistigen Zeitvertreib ohne praktische Relevanz herabsank. Neue Bedürfnisse verlangten gebieterisch nach einem unmittelbaren und anpassungsfähigen Ausdruck. Indem man das Lateinische in das Prokrustesbett der klassischen Überlieferung zurückzwängte, machte man es zur Anpassung an neue Herausforderungen unfähig. So mußte es über kurz oder lang schließlich absterben und das Feld den jungen, aufstrebenden Volkssprachen überlassen. Dies war natürlich ein langwieriger Prozeß. Noch über viele Generationen hinweg hat sich das Lateinische gehalten, und es kam ja auch im 16. Jahrhundert zu einer neuen Hochblüte der lateinischen Literatur im Werk der Humanisten. Auf Dauer wurde jedoch mit der Forderung nach Restitution des klassischen Latein, wie sie zuerst von Lorenzo Valla erhoben worden ist, der schließliche Niedergang und Tod dieser Sprache eingeleitet.

Die Saat, welche Humanisten vom Schlage eines Lorenzo Valla für das Lateinische gesät haben, ging gegen Ende des 15. und dann vor allem im 16. Jahrhundert für die romanischen Volkssprachen auf. Fast in demselben Moment, in dem sich das Lateinische als authentische historische Sprache emanzipiert, emanzipieren sich die romanischen Sprachen vom Latein. Das neugewonnene Selbstbewußtsein, das überkommene Autoritäten nicht mehr als etwas selbstverständlich Vorgegebenes hinnimmt, sie vielmehr kritisch hinterfragt, dieses Selbstbewußtsein führt eben auch dazu, daß die Volks- und Muttersprachen des Abendlandes nicht mehr als etwas Minderwertiges ge-

sehen werden, sondern als Sprachen, die es wagen können, mit den klassischen Vorbildern der Antike zu wetteifern. In dem geschichtlichen Augenblick, in dem das Lateinische wieder zu einer historischen Einzelsprache wird, in dem es also seines gleichsam ewigen und unveränderlichen, autoritären Charakters entkleidet wird, tritt es auch in Konkurrenz mit anderen europäischen Sprachen. Es wird eine Sprache unter vielen. Seine privilegierte Stellung schwindet nach und nach dahin. Die Betonung der Einzelsprachlichkeit des Lateinischen geht Hand in Hand mit der Neubewertung der anderen Einzelsprachen. Seine Restauration führt letztlich nicht dazu, daß es sich auf breiter Front durchsetzt und behauptet, sondern daß es vor seinen Konkurrenten immer mehr zurückweicht.

2.2. Anmerkungen zur welthistorischen Sonderstellung Europas

Diese Entwicklung ist von zentraler Bedeutung für die Entstehung des modernen Europa in seiner welthistorischen Einzigartigkeit. Um sich hiervon ein Bild zu machen, genügt es, einen kurzen Blick auf nicht-europäische Hochkulturen zu werfen, in denen die Entwicklung im Prinzip ähnlich wie in Europa hätte verlaufen können, aber eben nicht verlaufen ist.

In der islamischen Zivilisation war die Rolle des klassischen Arabisch, das heißt im wesentlichen der Sprache des Koran, stets unumstritten. Im Rahmen dieser Zivilisation nahm und nimmt die Sprache des heiligen Buches eine Rolle ein, die der des Lateinischen im christlichen Abendland des Mittelalters zumindest gleichwertig war. In mancher Hinsicht ist die Position des Arabischen sogar noch stärker, da der Koran in seiner arabischen Urform als unmittelbare Inkarnation Gottes gilt. Die Sprache ist also nicht nur Ausdruck des Sakralen, sie ist vielmehr selbst an und für sich bereits etwas Sakrales. Jedenfalls gilt für die arabische Welt der Neuzeit, daß sich das ursprünglich relativ einheitliche Arabisch im Laufe der Zeit in eine Vielzahl von Dialekten aufgespalten hat, die sich mittlerweile so weit auseinander entwickelt haben, daß man ohne weiteres von einer Reihe neuarabischer Sprachen, wie dem Iraqi, Syrolibanesischen, Ägyptischen und Maghrebinischen sprechen kann. Die Situation in der arabischen Welt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also etwa 1200 Jahre nach der Expansion des Islam und der arabischen Sprache, war durchaus vergleichbar mit der Situation im christlichen Abendland im 14. und 15. Jahrhundert. Wie im Abendland haben sich aus dem klassischen

Arabisch neue Sprachen herausgebildet, im Unterschied zum Abendland haben sich diese Sprachen jedoch gegenüber dem „autoritativen Vorgut“ des klassischen Modells nicht durchsetzen können. Als sich nun die arabische Welt infolge des Napoleonischen Feldzuges in Ägypten und der dadurch eingeleiteten Konfrontation mit dem modernen Europa zur Neubewertung und Reformation herausgefordert sah, ging man hier nicht den Weg der Emanzipation der Volkssprachen, es kam nicht zu einer selbständigen Entwicklung einzelner Nationalsprachen; vielmehr wurde die klassische Schriftsprache beibehalten und entsprechend modernisiert. Natürlich erscheint diese Modernisierung manchen Puristen als etwas Barbarisches; zahllose Termini mußten neu geprägt werden, und die Sprache wurde auch syntaktisch und stilistisch tiefgreifend umgestaltet. Gerade wegen dieser Umgestaltung konnte sie jedoch als solche überleben. Sie wurde nicht durch neu herausgebildete Töchter Sprachen abgelöst und verdrängt, so wie dies im christlichen Abendland der Fall war. Bis auf den heutigen Tag sind die zuvor erwähnten neuarabischen Idiome lediglich mündlich gebrauchte Umgangssprachen geblieben, die nur sporadisch verschriftet und allenfalls für lyrische Dichtung oder satirische Theaterstücke literarisch verwendet werden. Die Stellung der überkommenen Sakralsprache des 7. nachchristlichen Jahrhunderts (des ersten Jahrhunderts der islamischen Zeitrechnung) ist bis heute in der arabischen Welt unumstritten, die daher auch ihre kulturelle Einheitlichkeit bewahren konnte. Im Medium des reformierten koranischen Arabisch kann man sich heute von Marokko bis zum Jemen und vom Sudan bis zum Irak verständigen, auch wenn diese Sprache niemandes Muttersprache ist, sondern erst in der Schule als etwas Künstliches gelernt werden muß. Infolge der anders gelagerten historischen, politischen und religiösen Bedingungen wurde hier die überkommene Diglossie-Situation bis in unsere Tage perpetuiert. Die Emanzipation während der arabischen „Renaissance“, der *nahḍa* „Erhebung, Aufschwung“ genannten Bewegung des 19. Jahrhunderts, war nur eine solche des klassischen Arabisch selbst, nicht seiner Töchter Sprachen. In Europa hingegen wurde die mittelalterliche Diglossie zwischen Latein und den romanischen Volkssprachen in der Renaissance definitiv überwunden.

Eine im einzelnen andere, in Grundzügen jedoch durchaus vergleichbare Konstellation finden wir in der chinesischen Zivilisation vor. Auch hier wurde das „autoritative Vorgut“ der klassischen Schriftsprache über Jahrtausende hinweg bruchlos tradiert. Es kam hier nie auch nur ansatzweise zur Herausbildung regionaler Volkssprachen mit

eigenständigem literarischem Gebrauch. Obgleich auch in China die sprachlichen Unterschiede so groß sind, daß man ohne weiteres von einer Reihe unterschiedlicher Sprachen und nicht von bloßen Dialekten reden kann, ist es hier nie zur Emanzipation regionaler Volkssprachen gekommen. Die klassische Schriftsprache, deren stilbildendes Muster der Kanon der konfuzianischen Schriften war, der in den Beamtenprüfungen über mehr als zwei Jahrtausende hinweg verbindlich geblieben ist, diese Schriftsprache war das einigende Band zwischen Völkern, die höchst unterschiedliche Umgangssprachen benutzten. Der zentralen Macht des imperialen Beamtenapparats waren alle regionalen Partikularismen untergeordnet. Auch „Barbarenvölker“, die das chinesische Reich militärisch erobert haben, wie die Mongolen im 13. und die Mandschus im 17. Jahrhundert, nahmen die chinesischen Schriftsprache an und gaben ihre eigenen Sprachen weitgehend oder vollständig auf. Bis in unser Jahrhundert hinein gab es nichts, was sich in sprachlicher Hinsicht mit der europäischen Renaissance vergleichen ließe, trotz des zunehmenden Gebrauchs der inzwischen weiterentwickelten nordchinesischen Umgangssprache in der damals noch als trivial und populär angesehenen Romanliteratur seit der ausgehenden Song-Zeit. Die Ablösung der traditionellen Schriftsprache durch eine Verschriftung der modernen Umgangssprache ist erst nach 1911 vollzogen worden, also bei der politischen Ablösung des chinesischen Kaiserreichs durch die Republik. Die zentralistische Tradition war und ist in China jedoch so stark, daß diese Ablösung keineswegs zugleich eine Regionalisierung mit sich gebracht hat: die klassische wurde durch die nunmehr entwickelte moderne Schriftsprache abgelöst; diese ist jedoch im Prinzip ebenso einheitlich, wie es jene gewesen war. Die klassische Literatursprache wurde nicht durch eine Vielzahl von Tochteridiomen ersetzt; vielmehr lebt die alte Diglossiesituation in neuer Form heute wieder auf. Sprachen wie Kantonesisch oder Hakka werden soziolinguistisch von der modernen Standardsprache 普通话 *pǔtōnghuà* überwölbt.

3. Die Anfänge der Renaissancegrammatik. Nebrija und seine Tradition auf der Iberischen Halbinsel

Kehren wir nach diesem kurzen Ausblick auf außereuropäische Zivilisationen wieder zurück zum Europa der Renaissance. Wir hatten gesehen, daß die Verbindung zwischen der Rückkehr zu einem authentischen Latein und der Emanzipation der aus dem Latein erwachsenen Volkssprachen für den Humanismus besonders kennzeichnend war. Bei vielen Autoren manifestiert sich dies dahingehend, daß beide Aspekte in einer Person vereint sind. Typisch in dieser Hinsicht ist der chronologisch erste der hier zu behandelnden Autoren, nämlich der spanische Humanist Antonio de Nebrija. (Aus der umfangreichen Literatur zu diesem Autor sei hier verwiesen auf die folgenden Titel: Escudero de Juana 1923, Meier 1935, Olmedo 1942, Casares 1947, Merrill 1959, Sola-Solé 1974/5, Rico 1978 und 1983, Bustos Tovar 1983, Condoner 1983, Gil 1983, Tollis 1984 sowie die Einleitung der hier zitierten Edition von Quilis 1984.)

3.1. Sprache und Imperium in der ersten spanischen Grammatik von Nebrija (1492)

Nebrija ist sowohl der Wiederbeleber des klassischen Latein in Spanien, der unermüdlige Vorkämpfer für eine an den antiken Idealen ausgerichteten Sprachpflege in seinem Land, als auch der Autor der ersten spanischen Grammatik und damit der Autor der ersten vollständigen, wissenschaftlichen Kriterien genügenden Grammatik einer romanischen Volkssprache überhaupt. Die entscheidenden Impulse für seine Tätigkeit bekam Nebrija in Italien. Er hat zwar Lorenzo Valla nicht mehr persönlich kennengelernt, da dieser wenige Jahre vor seinem Italienaufenthalt gestorben war; wohl aber hat er seine Werke studiert und zeigt sich in jeder Hinsicht von ihm stark beeinflusst. Wie Nebrija im Vorwort seines spanisch-lateinischen Wörterbuchs schreibt, ist er im Alter von 19 Jahren nach Italien gereist, um dort, an der Quelle des klassischen Humanismus, das Lateinische zu studieren und sich von ihm gleichsam durchdringen zu lassen:

en edad de diez y nueve años lo fue a Italia, no por la causa que otros van, o para ganar rentas de iglesia, para traer fórmulas de derecho civil y canónico, o para trocar mercaderías, mas para que por la ley de la tornada, después de luengo tiempo restituiesse

en la posesión de su tierra perdida los autores del latín, que estaban ya, muchos siglos avía, desterrados de España.

(Nebrija 1495 (1951) : f° a.ii.v; apud 1492 (1984) : 10)

Nach seiner Rückkehr nach Spanien sah er es als seine wichtigste Aufgabe an, das barbarische Latein seiner Landsleute zu verbessern und Spanien so sprachlich auf das Niveau Italiens anzuheben. Diesem Ziel diente sein Unterricht in Sevilla, Salamanca und Alcalá de Henares, sowie seine *Introducciones latinas*, die erstmals in Salamanca 1481 gedruckt worden sind und das verbreitetste Lateinlehrbuch der spanischen Renaissance wurden. Um dieses Lehrbuch einem größeren Benutzerkreis zugänglich zu machen, versah es Nebrija 1486 mit einer spanischen Übersetzung. Die Begründung hierfür klingt uns, nach der Lektüre von Jofre de Foixà und Dante, vertraut: auch den Frauen soll die Möglichkeit geboten werden, Latein zu lernen, und zwar ohne männliche Mitwirkung:

no por otra causa me mandava hazer esta obra en latín y romance, sino por que las mugeres religiosas y vírgenes dedicadas a Dios, sin participación de varones pudíessen conocer algo de la lengua latina.

(Nebrija 1486 : f° a.ii.r; apud 1492 (1984) : 14)

Man wird diese Zielsetzung angesichts der Adressatengruppe (Nonnen, die mit Männer nicht in Berührung kommen sollen) nicht in demselben Maß als emanzipatorisch interpretieren wie in den beiden zuvor genannten Fällen!

Nebrija verfaßte sodann zwei Wörterbücher, die ersten dieser Art überhaupt, nämlich ein *Diccionario latino-español* und ein *Vocabulario español-latino* (1492a bzw. 1495). Ziel dieser Werke ist es, demjenigen Spanier, der lateinisch schreiben oder sprechen will, eine bis dahin nicht gekannte Sicherheit im Ausdruck zu geben. Diese Lexika sind die ersten, bereits zu einem hohen Vollkommenheitsgrad gelangten Muster eines Typus von Wörterbuch, der später in Europa zur Regel werden sollte; sie sind bis heute wertvolle lexikographische und sprachhistorische Quellen. Nebrijas Ziel war ein eminent praktisches: er wollte jedermann helfen, das Lateinische besser zu beherrschen; dabei bedenkt er sogar das Format des entstehenden Buches:

estrechamos esso mesmo el volumen debaxo de una maravillosa brevedad, porque la grandeza del precio no espantasse a los pobres

de lo comprar, ni la frente alta del libro a los ricos bastiosos de lo leer, y tan bien por que más ligero se pudiesse traer de un lugar a otro en la mano y seno y so el brazo.

(Nebrija 1492a : 4v.s.n.; apud 1492 (1984) : 61)

Nebrija hat der Anhebung des Latein-Niveaus in seinem Land sein Leben gewidmet. Er kämpfte für die Verbesserung des Sprachgebrauchs und gegen die Ignoranz derjenigen, die glauben, ihre Materie zu beherrschen, wie etwa Theologen oder Juristen, in Wahrheit aber nicht einmal über die elementaren sprachlichen Voraussetzungen verfügen, um die Quellen richtig auszuwerten und Gedanken zugleich klar und elegant formulieren zu können. Mit seinen Kollegen aus anderen Fakultäten in Salamanca legte er sich an, indem er ihnen in heftigen polemischen Attacken nachwies, daß ihre Werke auf Grund mangelhafter Lateinkenntnisse zahllose Versehen, Irrtümer und Auslassungen enthalten. Er wertete die Grammatik nicht als etwas Dienendes, als bloße Propädeutik, vielmehr als die unerläßliche Basis für alle anderen Wissenschaften. Ohne solide Lateinkenntnisse ist in einem Land keine höhere geistige Kultur möglich: so könnte man das pädagogische Lebensprogramm dieses spanischen Humanisten zusammenfassend kennzeichnen.

In diesem lebensgeschichtlichen Kontext ist auch das Werk zu sehen, das ihm mehr als jedes andere den Ruhm der Nachwelt gesichert hat, nämlich seine spanische Grammatik. Für Nebrija selbst war es wohl eher Beiwerk; es hatte auch zu seinen Lebzeiten bei weitem nicht den Widerhall, den seine lateinischen Sprachlehrwerke und Lexika gefunden haben: im Unterschied zu einem Bestseller wie den *Instrucciones* wurde die spanische Grammatik nur einmal aufgelegt. Auch bei späteren Grammatikern war es offenbar mehr vom Hörensagen als durch direkte Lektüre bekannt. Heute hingegen gilt die *Gramática de la lengua castellana* als Nebrijas Hauptwerk. Dieses Werk erschien 1492, jenem später so genannten *annus mirabilis* der spanischen Geschichte, in dem mit der Eroberung der Alhambra von Granada die letzte Bastion des Islam auf der Iberischen Halbinsel fiel; dasselbe Jahr, in dem ein gewisser Cristóbal Colón die königliche Erlaubnis erhielt, auf drei kleinen Schiffen den Seeweg nach Indien in Richtung Westen zu suchen; und schließlich auch das Jahr, in dem die Juden durch ein von ebendieser Alhambra aus erlassenes Edikt gezwungen wurden, ihre jahrhundertelange Heimstatt Spanien für immer zu verlassen. Daß diese erste Grammatik in einem so entscheidenden Wende-

jahr der spanischen und der Weltgeschichte erschien, ist zwar eher zufällig, ist aber gleichwohl in der Folge stets als symbolträchtig empfunden worden.

Der Prolog des Werkes hebt an mit der berühmten Formel:

siempre la lengua fue compañera del imperio.

(Nebrija 1492 (1984) : 97)

Ausgehend von diesem Leitsatz entwickelt Nebrija konsequent die Idee der Geschichtlichkeit der Sprache. Am Beispiel der drei klassischen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Lateinisch wird im einzelnen nachgezeichnet, daß jede Sprache Kindheit, Jugend, Höhepunkt, Alter und Verfall erlebt, daß also die Sprache wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens und Vergehens unterworfen ist. Wir hatten bei Alfonso el Sabio und Dante bereits Ansätze zu einem solchen historischen Verständnis von Sprache beobachtet; hier nun, an der Schwelle des Zeitalters des volkssprachlichen Humanismus, wird dieser Gedanken konsequent zu Ende gedacht und in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Sprache ist nun primär ein historisches Gebilde, das von der Gemeinschaft, die sie gebraucht, und von deren politischen Schicksalen abhängig ist; sie wird nicht mehr statisch als etwas ein für alle Mal unveränderlich Vorgegebenes angesehen. Auch die klassischen Sprachen sind dem historischen Wandel unterworfen, sie sind individuelle Einzelsprachen, so wie die modernen Volkssprachen.

Dieser Gedanke wird sodann auf die Entwicklung des Spanischen selbst angewendet. Nebrija stellt fest, daß von den drei Lebensaltern das Spanische eines bereits hinter sich hat, nämlich die Kindheit, und jetzt an der Schwelle zum Erwachsenenalter auf dem Höhepunkt seiner Kraft steht. Die Kindheit sieht Nebrija gegeben im Zeitalter von Alfonso el Sabio:

Lo que diximos de la lengua ebraica, griega & latina, podemos mui más claramente mostrar en la castellana; que tuvo su niñez en el tiempo de los juezes & reies de Castilla & León, & comenzó a mostrar sus fuerças en tiempo del mui esclarecido & digno de toda la eternidad el Rei don Alonso el Sabio, por cuió mandado se escriuieron las Siete Partidas, la General Istoria, & fueron trasladados muchos libros de latín & aráuigo en nuestra lengua castellana.

(Nebrija 1492 (1984) : 100)

Die Sprache hat sich sodann auf die neu eroberten Gebiete, insbesondere in Süditalien, dem Vizekönigreich Neapel, ausgedehnt und steht jetzt, das heißt nach der Vereinigung der Kronen von Kastilien und Aragón, nach der Eroberung des letzten islamischen Königreichs und der religiösen und staatlichen Vereinheitlichung des spanischen Reiches, im Zenit seiner Entwicklung. Nun ist jedoch gerade die Veränderlichkeit von Sprache einer ihrer universalen Wesenszüge; Nebrija sieht daher die Gefahr, daß die Geschwindigkeit der Sprachentwicklung eine Verewigung des heute erreichten imperialen Glanzes unmöglich macht. Das Spanische war bis dahin raschem Wandel unterworfen:

Ésta /sc. la lengua castellana/ hasta nuestra edad anduvo suelta & fuera de regla, & a esta causa a recebido en pocos siglos muchas mudanças; por que si la queremos cotejar con la de oi a quinientos años, hallaremos tanta diferencia & diversidad cuanta puede ser maior entre dos lenguas.

(Nebrija 1492 (1984) : 100)

Es steht daher zu befürchten, daß die Werke der Historiker, welche die großen Taten der Epoche der Katholischen Könige beschreiben, bald nicht mehr verständlich sind, wenn die Sprachentwicklung nicht gezügelt wird. Das Spanische steht auf dem Gipfelpunkt seiner Entwicklung; damit ist der Zeitpunkt gekommen, es zu fixieren und so der Nachwelt zu erhalten:

Lo cual hezimos en el tiempo más oportuno que nunca fue hasta aquí, por estar ia nuestra lengua tanto en la cumbre, que más se puede temer el decendimiento della que esperar la subida.

(Nebrija 1492 (1984) : 101)

Nur auf diese Weise ist es möglich, daß sich das Spanische auf den Rang der bewunderten Sprachen der Antike erhebt.

Alle wesentlichen Elemente des Sprachdenkens der Renaissance sind so bei Nebrija vereint. Aus dem Gedanken der Historizität von Sprache folgt die Idee ihrer Perfektibilität, das heißt ihrer bewußt gestalteten Veränderung: Sprache verändert sich und kann auch verändert werden. Aus diesem Gedanken folgt wiederum, daß die Einzelsprachen miteinander in Wettstreit treten, einen Wettstreit einerseits zwischen den Volkssprachen und den klassischen Sprachen der Antike, andererseits dann aber auch ein Wettstreit zwischen den Volkssprachen

untereinander; die Sprachen werden zu nationalen Symbolen. Damit wird es zur vornehmsten Aufgabe der Gebildeten, sich in den Dienst ihrer Sprache und damit in den Dienst ihrer Nation zu stellen:

mi pensamiento & gana siempre fue engrandecer las cosas de nuestra nación.

(Nebrija 1492 (1984) : 100)

Im Falle des Spanischen nimmt dieser Nationalismus eine spezifische, bei Nebrija besonders ausgeprägte Wendung. Es geht hier nicht einfach nur um friedlichen Wettstreit auf kulturellem Gebiet, vielmehr handelt es sich auch und gerade um imperiale Expansion, um die Ausbreitung des Spanischen bei unterworfenen und eroberten Völkern. Das Spanische tritt so ganz und gar in die Fußstapfen des Lateinischen, dessen Nachfolger es auch als diejenige Sprache ist, die der Sieger dem Besiegten aufzwingt:

dixo que después que vuestra Alteza /sc. Isabel von Kastilien, der das Werk gewidmet ist/ metiesse debaxo de su iugo muchos pueblos bárbaros & naciones de peregrinas lenguas, & con el vencimiento aquellos tenían necesidad de recibir las leyes quel vencedor pone al vencido, & con ellas nuestra lengua, entonces, por esta mi Arte, podrían venir en el conocimiento della, como agora nos otros deprendemos el arte de la gramática latina para deprender el latín. I cierto assí es que no sola mente los enemigos de nuestra fe, que tienen la necesidad de saber el lenguaje castellano, mas los vizcainos, navarros, franceses, italianos, & todos los otros que tienen algún trato & conversación en España & necesidad de nuestra lengua, si no vienen desde niños a la deprender por uso, podrán la más aina saber por esta mi obra.

(Nebrija 1492 (1984) : 101f)

Mit der stolzen Vision des Spanischen als einer Sprache von imperialer Machtentfaltung endet dieser Prolog der ersten spanischen Grammatik. Nebrija konnte nicht ahnen, wie prophetisch seine Ausführungen gerade in dieser Hinsicht waren. In dem Jahr des Erscheinens seiner Grammatik wurde eine neue Welt entdeckt, deren Völker sich freiwillig oder gezwungen dem imperialen Diktat des Spanischen beugten. Der Gedanke des Wettstreits der Sprachen und Nationen, der Verteidigung, Bereicherung und Auszeichnung der eigenen Muttersprache, ist überall in Europa typisch für die Epoche; was in Spanien als Besonderheit hinzukommt, das ist eben jene konkrete historische Erfahrung

von der „Sprache als Begleiterin des Imperiums“. Was bei anderen Völkern eher eine historische Reminiszenz, ein aus der lateinischen Literatur übernommener Topos ist, das ist für die Spanier konkret erlebte geschichtliche Wirklichkeit: die spanische Sprache wurde zur Begleiterin eines Imperiums, in dem die Sonne nicht unterging.

Was nun die grammatische Beschreibung der Sprache selbst betrifft, so folgt Nebrija in großen Zügen dem Modell der lateinischen Schulgrammatik. Es bleibt indessen festzuhalten, daß er im Gegensatz dazu, was andere spanische Grammatiker des 16. Jahrhunderts über ihn schrieben, sehr wohl darum bemüht war, der Eigentümlichkeit des Spanischen gerecht zu werden und bei Bedarf neue Kategorien einzuführen, die in der lateinischen Schulgrammatik kein Äquivalent hatten. In diesem Zusammenhang seien hier drei Beispiele etwas genauer kommentiert.

Das erste ist der Artikel. Da das Lateinische keinen Artikel hat, sieht sich Nebrija genötigt, in Kapitel 9 seines Werkes sowohl den Begriff als auch die Bezeichnung dieses Redeteils einzuführen. Er tut dies mit aller Ausführlichkeit:

Todas las lenguas, cuantas e oído, tienen una parte de la oración, la cual no siente ni conoce la lengua latina. Los Griegos llaman la 'arzon'; los que la bolvieron de griego en latín llamaron le 'artículo', que en nuestra lengua quiere dezir artejo; el cual, en el castellano, no significa lo que algunos piensan, que es una coiuntura o fiudo de los dedos; antes se an de llamar artejos aquellos uessos de que se componen los dedos; los cuales son unos pequeños miembros a semejança de los cuales se llamaron aquellos artículos, que añadimos al nombre para demostrar de qué género es.

(Nebrija 1492 (1984) : 182)

{Man beachte, daß die Transkription des griechischen ἄρθρον durch spanisch *arzon* eindeutig auf eine interdentale Aussprache von -z- verweist.}

Von einem vertieften linguistischen Verständnis der syntaktischen und textkonstituierenden Funktionen des Artikels ist Nebrija allerdings noch weit entfernt. Er beschreibt seine Verwendungsweise im Spanischen als zwischen dem Gebrauch im Griechischen und Lateinischen stehend: wie im Griechischen ist ein definitiver Artikel überhaupt vorhanden; wie im Lateinischen wird er vor Eigennamen ausgelassen.

Ein weiteres linguistisch interessantes Kapitel ist überschrieben *De los circumloquios del verbo*. Es enthält den Keim einer kontrastiven Analyse des lateinischen und des spanischen Verbalsystems. Nebrija erkennt richtig, daß im Spanischen viele Verbalkategorien durch periphrastische und analytische Formen ausgedrückt werden, so insbesondere das Passiv, die Tempora der Perfektgruppe sowie Futur und Konditional. In all diesen Fällen gebraucht er der Ausdruck *dezir por rodeo*, also „umschreiben“. Dies ist eine genuine Hispanisierung des im Titel erscheinenden Latinismus *circumloquio*. Hier wird, wie auch anderswo, das Bemühen um eine übersetzende Integration der lateinischen Fachterminologie sichtbar. Man vergleiche hiermit auch den für das lateinische Plusquamperfekt verwendeten Ausdruck: *el pasado más que acabado*. Beachtenswert ist ferner, daß für Nebrija Futur und Konditional noch zu den zusammengesetzten Verbaltempora gehören. Der Zusammenhang zwischen der Verbalendung und den entsprechenden Formen des Verbums *haber* wird noch deutlich gespürt; einem potentiellen Kritiker dieser Auffassung hält Nebrija entgegen, daß zwischen den Infinitiv und die Endung noch die mesoklitischen Pronomina treten können (Formen wie *leerlo* statt heutigem *lo leeré*), eine Erscheinung, die im Altspanischen geläufig war und es im Portugiesischen in der Schriftsprache bis heute ist. Für Nebrija besteht also bezüglich des Analytizitätsgrades noch kein grundsätzlicher Unterschied zwischen *he amado* und *amaré*.

Besonders interessant ist schließlich Nebrijas Behandlung des Partizips. Er trennt begrifflich scharf zwischen dem „Partizip“ einerseits und dem *nombre participial infinito* andererseits; beides klassifiziert er als eigenständige Wortart, obgleich es sich nach traditioneller (übrigens ebenso auch nach heutiger) Auffassung lediglich um zwei Verwendungsweisen der einen Wortart „Partizip“ handelt. Unter der Bezeichnung *participio* behandelt er einerseits das Partizip Präsens (*corriente*), das Partizip Futur (*venidero, matadero, hazadero*) und das Partizip der Vergangenheit. Interessant ist nun, daß von dem verbalen Gebrauch dieses letztgenannten Partizips in diesem Zusammenhang nicht die Rede ist; Nebrija untersucht vielmehr hier nur die Semantik dieser Form und stellt fest, daß sie zwar meist passivisch ist, in einigen, für das Spanische besonders charakteristischen Fällen jedoch als aktivisch interpretiert werden muß, etwa in Fällen wie *callado* „verschwiegen“; *atrevido* „wagemutig“; *leído* „belesen“; *agradecido* „dankbar“; *entendido* „verständlich“ und vielen anderen. Nebrija hat hier eine wichtige Besonderheit des spanischen Sprachbaus beobachtet und mit

Beispielen belegt. In der heutigen Linguistik spricht man hier von Tendenzen zur diathetischen Neutralität des Partizips. Noch auffälliger als die Behandlung dieser Besonderheit des Spanischen ist indessen die Tatsache, daß Nebrija das Partizip als Bestandteil einer perfektischen Verbalform in eine ganz andere Wortartenkategorie einordnet, nämlich das von ihm so genannte „infinite Partizipialnomen“, für das er keine Parallele in irgendwelchen anderen Sprachen sieht. Entscheidend ist dabei die Tatsache, daß dieses Partizip zu Nebrijas Zeiten schon nicht mehr veränderlich war: im Unterschied zum altspanischen *yo la he amado* lautet es nun *yo la he amado*. Nebrija ist sich der relativen Neuheit dieser sprachlichen Entwicklung bewußt und führt Beispiele für die Veränderbarkeit des Partizips aus mittelalterlichen Autoren an. Die mittlerweile erreichte Unveränderlichkeit wird als etwas so sehr aus dem Rahmen Fallendes angesehen, daß das Postulat einer eigenen Wortart dafür nötig erscheint.

Aus diesen wenigen Beispielen wird deutlich, daß sich Nebrija sehr wohl bemüht hat, den Besonderheiten des Spanischen gerecht zu werden. Auch wenn er die Kategorien der lateinischen Schulgrammatik benutzt, verwendet er sie doch nie mechanisch; er tut der Struktur des Spanischen keine Gewalt an. Auch ist das Bemühen um eine präzise und zugleich verständliche grammatische Terminologie erkennbar. Trotz gewisser Schwächen im Detail erweist sich so diese erste in der langen Reihe der Grammatiken romanischer Volkssprachen als ein zukunftsweisendes Modell.

3.2. Die Stellung des Spanischen auf der Iberischen Halbinsel im Werk des Anonymus von Löwen (1559)

Dieser ersten Grammatik des Spanischen folgten weitere nach (zur spanischen Sprachtheorie und Grammatik des 16. Jahrhunderts vergleiche man die folgenden Titel: Romera-Navarra 1929, Pastor 1929, Bahner 1956 (1966) und 1984, Merrill 1962, Roldán 1976, Rojo 1978, Read 1978, Pozuelo Yvanco 1984, Torre 1984). Ich erwähne hier zwei, die unmittelbar in der Tradition Nebrijas stehen; sie folgen dem Modell der lateinischen Schulgrammatik und wenden diese, mehr oder minder angepaßt, auf das Spanische an. Beide sind bezeichnenderweise in den Spanischen Niederlanden erschienen (zur Rolle des Spanischen in den Niederlanden vergleiche Verdonk 1980).

1558 erschien in Antwerpen die Grammatik von Cristóbal de Villalón (vergleiche Merrill 1970 und Lope Blanch 1981). Trotz des nicht ge-

ringen Interesses anderer Werke dieses Autors ist seine Grammatik nicht eben originell. Wie andere Autoren der Zeit greift auch Villalón seinen Vorgänger Nebrija ziemlich rüpelhaft an, um ihn dann nur um so ausgiebiger zu plagieren. Die auf den ersten Blick beeindruckende Übersichtlichkeit in der Darstellung der Tempora erreicht er dadurch, daß er ganze Tempusgruppen, darunter das Imperfekt, einfach wegläßt!

Weitaus höher zu bewerten ist die anonyme *Gramática de la lengua vulgar de España*, die ein Jahr danach in Löwen erschienen ist. Sie ist in einigen Punkten von erstaunlicher Modernität und Originalität. Gehen wir zunächst auf den Prolog ein.

Der anonyme Autor war der erste, der in einem Werk dieser Art auf die sprachliche Vielfalt Spaniens eingeht. Die Grammatik beginnt nicht mit dem üblichen Topos der Verherrlichung des Spanischen, sondern mit der folgenden Feststellung:

Quatro son, i mui diferentes entre si, los lenguajes, en que hoi día se habla en toda España.

(Anonym 1559 (1966) : 5)

Die erste dieser vier Sprachen ist das Baskische, vom Autor Vazquense genannt; er weiß davon zu sagen, daß es die älteste Sprache der Halbinsel ist. - Die zweite Sprache ist das Arabische; über diese vom Autor als semitisch erkannte Sprache (*que es verdaderamente Hebraea*) äußert er folgendes:

la qual tiene el lugar segundo, no solo por su antigua i noble descendencia, como tambien por haver escrito en ella muchos Españoles bien, i agudamente diversas obras en todas las artes liberales: esta se hable en el reino de Granada, i en parte delos reinos del'Analuzia, de Valencia, i Aragón.

(Anonym 1559 (1966) : 5)

Es ist zumindest ungewöhnlich, daß ein spanischschreibender Autor aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zugibt, ja herausstreicht, daß viele „Spanier“ sich des Arabischen als Kultursprache bedient haben. Einem altchristlichen Autor wäre ein solches Eingeständnis gewiß schwergefallen; sollte es sich bei unserem Anonymus um einen konvertierten Juden oder Moslem handeln (was vielleicht auch seine Anonymität erklären würde)? Man beachte auch den Gebrauch der Präsensform *habla* (jenseits der Mitte des 16. Jahrhunderts)! - Auch die Darstellung

der dritten Sprache, des Katalanischen, ist bemerkenswert. Unser Autor vermerkt hierzu, daß diese Sprache eigentlich aus Frankreich stammt, genauer gesagt aus der Gascogne bzw. aus der „alten Stadt“ Limoges. (Noch heute wird übrigens das Katalanische des berühmten Mysterienspiels von Elche im Volksmund als *Iemosí* bezeichnet (Llobregat 1984 : 18); das im Mittelalter lebendige Bewußtsein von der engen Verwandtschaft, um nicht zu sagen, der diasystematischen Einheit von Katalanisch und Provenzalisch ist also zumindest als Reminiszenz heute noch nicht ganz erloschen.) Auch diese Sprache, die unserem Autor zufolge bis nach Sardinien und Neapel verbreitet ist, wird von ihm als wichtige Literatursprache anerkannt; außerdem wird das Katalanische explizit mit dem Provenzalischen, der Sprache der Troubadourlyrik, gleichgesetzt:

despues de los Araves, no se han escrito en toda España tantos, tan buenos, i tan sotiles libros en prosa, i metro, como en esta lengua Catalana... la Proençal, i Catalana son una mesma lengua.

(Anonym 1559 (1966) : 6)

Eine solche Klassifikation der im Süden Frankreichs und Nordosten Spaniens gesprochenen Dialekte läßt sich auch aus heutiger Sicht durchaus rechtfertigen; man denke an den von Pierre Bec geprägten Begriff des *occitano-roman*, der das Gaskognische, Katalanische und Okzitanische als gleichrangige Ausprägungen enthält (Bec 1971 : II, 472). - Die vierte Sprache schließlich ist die im Titel so genannte *lengua vulgar de España*, zu der unser Autor nicht nur das Spanische mit seinen Varietäten, sondern auch das Portugiesische rechnet. Er erkennt zwar an, daß das Portugiesische in mancher Hinsicht sich so sehr vom Spanischen unterscheidet, daß die Klassifikation als eigenständige Sprache durchaus berechtigt ist; andererseits sieht er aber auch sehr deutlich die enge Verwandtschaft zwischen den beiden Idiomen, die es erlaubt, sie als Varietäten unter einem Oberbegriff zu subsumieren. Darüber hinaus erkennt er sogar, daß das Portugiesische von den beiden Varietäten die archaischere, dem Lateinischen noch näherstehende ist:

aunque la lengua Portuguesa tiene tantas, i tales variedades en algunas palabras, i pronunciaciones, que bien se puede llamar lengua de por si: toda via no es apartada realmente de aquella, que io llamo vulgar, antes son vna mesma cosa, manaron de vna mesma fuente, tienen en todo, i por todo vna mesma descendencia, saluo que la Portuguesa se parece algo mas con la madre de entrambas, la lengua Latina. Pero esto no embargante, licito es a

cadauno apartarlas la vna dela otra, i de quatro que io hize, hazer cinco lenguas diferentes.

(Anonym 1559 (1966) : 7)

Für das Spanische selbst, bzw. für das iberoromanische Diasystem, das auch das Portugiesische umfaßt, ist unser anonymen Autor mit keiner der gängigen Bezeichnungen zufrieden: „Spanisch“ kann man diese Sprache nicht nennen, weil auf spanischem Territorium eine Reihe weiterer Sprachen gesprochen werden, die teilweise älter und literarisch bedeutender sind; „Kastilisch“ kann man sie nicht nennen, denn die Reconquista, durch welche sie nach Süden vorgetragen wurde, ging weniger von Kastilien als von León und Aragón aus. Also nennt sie unser Autor *lengua vulgar*, weil sie die in Spanien meist gebrauchte und verbreitete ist. Damit hat für ihn dieser Namensstreit ein Ende, der in Spanien und Lateinamerika bekanntlich bis heute anhält und manchmal immer noch mit Erbitterung geführt wird.

Der Prolog der Grammatik von Löwen zeichnet sich durch eine unprätentiöse und sachliche Diktion aus. Der Autor ist hinsichtlich der realen Sprachsituation auf der Halbinsel bemerkenswert umfassend informiert und objektiv. Die Abgrenzungen und Verwandtschaftszuweisungen, die er vornimmt, sind eine auch nach heutigem Kenntnisstand legitime (ich würde meinen, vorzuziehende) Alternative zu den meisten gängigen Einteilungen. Dieser Prolog hebt sich überaus wohltuend ab von den damals vorherrschenden Lobliedern auf das Spanische, und zwar auf das Spanische allein.

Auch in der grammatischen Darstellung selbst finden sich bemerkenswerte Aspekte, von denen hier nur einer herausgegriffen werden soll. Unser Autor ist sich der Schwierigkeiten bei der Anwendung der lateinischen Schulgrammatik auf das Spanische nicht nur voll bewußt, er thematisiert sie sogar ausdrücklich; so betont er, daß jede Sprache ihre Eigentümlichkeiten hat, denen man in der Beschreibung gerecht werden muß:

cada lengua tiene sus particularidades, diferentes las unas delas otras todas.

(Anonym 1559 (1966) : 55)

Alle Sprachen gleich zu behandeln würde bedeuten, daß man sie über einen Leisten schlägt und ihrer Struktur dadurch Gewalt antäte; dieses

Bild aus dem Schusterhandwerk gebraucht unser Autor in dem folgenden Passus:

el que desto se maravillare, maravilla se tambien de su ignorancia, pues (tiniendo ojo ala Latina) por ella quiere formar i ordenar todas las otras; que es, como si un çapatero con una mesma forma quisiesse hazer çapatos para todo i qualquier genero de hombres.

(Anonym 1559 (1966) : 54)

Die Grammatik dieses unbekanntes Autors atmet einen erstaunlich modernen Geist. Die Grundgedanken Nebrijas werden fortgeführt und präzisiert. Neu hinzu kommt eine von nationalistischen Vorurteilen nicht getrübe, unvoreingenommene Bestandsaufnahme der sprachlichen Situation auf der Iberischen Halbinsel, bei der die Verwandtschaftsverhältnisse der beteiligten Sprachen klar erfaßt werden und ihre jeweilige Rolle als Kultur- und Literatursprachen eine objektive Würdigung erfährt.

3.3. Renaissancegedenken und salmantinischer Rationalismus bei Gonzalo Correas (1625)

Zu dem von Nebrija ausgehenden Traditionsstrang spanischer Grammatiker läßt sich im wesentlichen auch noch Gonzalo Correas mit seinem Hauptwerk *Arte de la Lengua Española Castellana* zählen, das 1625 in Salamanca erschienen ist (man vergleiche Alarcos García 1941, Merrill 1963, Zimmer 1981 sowie die Einleitungen zu den Editionen von Alarcos García 1954 und Taboada Cid 1984. In gewissem Sinn stellt es den abschließenden Höhepunkt der spanischen Renaissance-Grammatiken dar. Wie Nebrija ist der Autor primär klassischer Philologe; er lehrte in Salamanca neben dem Hebräischen vor allem das Griechische und sah das Griechische, wie so viele Renaissance-Autoren, als die „Königin aller Sprachen“ an. Auch bei diesem Autor, der das Spanische eindeutig über das Lateinische stellt, steht das normative Vorbild der klassischen Sprachen noch im Vordergrund.

Correas verdankt seinem Vorbild Nebrija sehr viel, doch darf nicht übersehen werden, daß er einerseits über diesen Ahnherrn der spanischen Grammatikschreibung weit hinausgeht, was die Detailliertheit und Tiefe der Darstellung betrifft, und daß er andererseits den Einfluß eines anderen Salmantiner Philologen integriert hat: den des Latinisten Sanctius (Francisco Sánchez de las Brozas, s.u. IV, 1). Es ist nicht

übertrieben, die Grammatikschreibung in Westeuropa in eine vorkritische und eine nachkritische Phase einzuteilen, wobei der Einschnitt durch die *Minerva* des Sanctius aus dem Jahre 1587 markiert wird. Wie noch zu zeigen sein wird, hat Sanctius die linguistische Methodik grundlegend umgestaltet. Mit ihm beginnt erneut eine Epoche des Rationalismus und des Universalismus in der Sprachbetrachtung; von ihm geht eine Entwicklung aus, die dann später im 17. und 18. Jahrhundert vor allem in Frankreich weitergeführt wurde. Sein Echo in Spanien war demgegenüber vergleichsweise gering. Correas war durchaus auch ein Vertreter der von Sanctius ausgehenden rationalistischen Sprachbetrachtung, allerdings mit der Einschränkung, daß er in erster Linie immer noch als Repräsentant des Partikularismus der Renaissance gelten muß. Bei der Behandlung der Einzelsprache Spanisch reflektiert er zwar auch das Verhältnis der Strukturen dieser Einzelsprache zu sprachlichen Universalien; sein Hauptinteresse gilt jedoch immer noch der Einzelsprache. Sein Ansatzpunkt ist noch humanistisch geprägt; es geht um die Erfassung der Eigentümlichkeiten der Vulgärsprache und deren Verteidigung und Auszeichnung gegenüber ihren Konkurrenten. Bei Correas trifft die von Nebrija herkommende Tradition des humanistischen Partikularismus mit dem von Sanctius stammenden salmantinischen Universalismus zusammen, wobei die erstgenannte Komponente immer noch deutlich überwiegt. Von daher gesehen scheint es mir gerechtfertigt, diesen Autor noch im Zusammenhang mit dem humanistischen Partikularismus zu behandeln, obgleich es sicher auch gute Gründe gäbe, ihn als den ersten Vertreter des auf das Spanische bezogenen zweiten Universalismus einzuordnen.

Betrachten wir nun einige Aspekte seines umfassenden Werkes von 1625 etwas genauer. (Zwei Jahre später hat Correas eine *Arte trilingüe* publiziert, in der die wichtigsten Strukturen des Griechischen, Lateinischen und Spanischen kontrastiv dargestellt werden; die auf das Spanische bezogenen Teile dieses Werks sind lediglich ein Resümee der großen Grammatik von 1625 und brauchen hier nicht berücksichtigt zu werden.) Correas geht wie Nebrija von dem Gedanken der Sprache als „Begleiterin des Imperiums“ aus:

nuestra lengua Castellana á ido creziendo como suelen las lenguas con el inperio, i ... floreze en estos tiempos, i ... parece aver llegado a su cunbre enriquezida con muchos i eszelentes libros, i ... se va estendiendo por las nazionez extranxeras desta corona, i otras que la estudian.

(Correas 1625 (1954) : 9)

Von seinem Vorgänger übernimmt er auch die traditionelle Großgliederung der Grammatik; im übrigen ist sein Werk jedoch in jeder Hinsicht detaillierter und weiter entwickelt als die Erstlingsgrammatik des großen Andalusiers und seiner unmittelbaren Nachfolger. Dies beginnt schon in der Orthographie, wo Correas eine reformierte, konsequent phonetische Schreibweise postuliert; allerdings war diesem Vorschlag kein Erfolg beschieden. Bei der Definition des Grammatikbegriffs finden wir bei Correas erstmals in spanischer Sprache den Hinweis auf universale Gegebenheiten und die Abgrenzung des Über- und Außereinzelsprachlichen vom jeweils einzelsprachlich Bedingten:

La Gramatica es arte, o zienza de hablar concertada i propiamente en la orden de las palavras, considerada i sacada de la conformidad i concierto del hablar natural o usual de las xentes en sus lenguas, las quales convienen en lo xeneral, i maior parte de la Gramatica aunque sean sus vocablos i frases diferentes, i por esto parece ser natural a los onbres su concierto i conveniencia, i desconviene en propiedades i cosas particulares.

(Correas 1625 (1954) : 129)

Diese Formulierungen klingen wörtlich an das bereits mehrfach zitierte Diktum von Roger Bacon an, wonach die Sprachen sich nur akzidentell, nicht aber in ihrer Substanz unterscheiden. Von solchen Überlegungen war im 16. Jahrhundert so gut wie nie die Rede gewesen; hier kündigt sich im Spanien des frühen Barockzeitalters der Umschwung des Pendels zum zweiten Universalismus an. Correas sieht das Verhältnis von Universalem und Partikularem ähnlich wie Dante: das Sprechen als solches ist universal, die Art des Sprechens hingegen nicht. Alle Sprachen, die nach der Babylonischen Verwirrung von den Menschen gebraucht werden, sind gleichermaßen willkürlich und vom „natürlichen“ Urzustand gleichermaßen entfernt:

No es natural ninguna lengua a los onbres, el tener habla i hablar lo es solamente, i lo ser hablar concertadamente, porque sino mal declararan sus conzetos, ni se entendieran.

(Correas 1625 (1954) : 130f)

Diese Konzeption des Universalen in der Sprache ist einerseits durchaus noch humanistisch gedacht; andererseits weist die Tatsache, daß hier überhaupt über sprachliche Universalien reflektiert wird, bereits deutlich in die Zukunft.

Ebenfalls zukunftsweisend ist der Gedanke, daß die Syntax nicht, wie bei den meisten Grammatikern des 16. Jahrhunderts, ein bloßer Anhang der eigentlichen Grammatik ist, sondern ihr Ziel und Endzweck:

El fin de la Gramatica es la oracion o habla concertada; el fundamento i fabrica della es la travazon i concordanzia de las palavras i partes que conponen i llenan la oracion. A la tal conpostura llamaron los Griegos sintaksis, los Latinos construcion, nosotros podemos llamarla conzierto i orden.

(Correas 1625 (1954) : 132)

Ähnlich wie bei Sanctius rückt die Syntax in das Zentrum der Grammatik - zumindest programmatisch, denn von einer Dominanz der Syntax über die Morphologie kann bei der konkreten Durchführung noch nicht die Rede sein. Im Zentrum der Syntax steht für Correas der einfache, nicht zusammengesetzte Hauptsatz, der aus dem Subjekt und dem mit ihm kongruierenden Prädikat besteht; dies ist für ihn der eigentliche Kern der vernünftigen Rede in allen menschlichen Einzelsprachen.

Mas en particular en la Gramatica se llama oracion la rrazon breve i sentido o sentenzia que se haze con nonbre y verbo concertados con numero i persona, que son las partes esenziales de la oracion gramatical o particular, sin las quales o qualquiera dellas no se ata rrazon, ni dize ni puede dezir cosa que haga sentido.

(Correas 1625 (1954) : 132)

Auch bezüglich der Redeteile im einzelnen macht sich der rationalistische, systematisierende Einfluß von Sanctius geltend: Correas reduziert die chaotische Fülle von Redeteilen, deren Zahl von Nebrija auf zehn angehoben worden war, auf drei, nämlich Nomen, Verbum und Partikel. Alle sonstigen Untergliederungen, so Correas, lassen sich auf diese drei Grundkategorien zurückführen. Um seine Ansicht zu untermauern, verweist Correas auf das Arabische, Hebräische und „Chaldäische“ (Aramäische) sowie auf *todas las otras lenguas Orientales i de Africa, i todas las del Mundo*. Es ist bemerkenswert, wie hier über den Umkreis der gewohnten europäischen Sprachen hinausgegangen und dadurch versucht wird, eine intuitiv als universal erkannte Gesetzmäßigkeit tatsächlich auch universalistisch zu begründen - natürlich noch von einer sehr schmalen und unsicheren Datenbasis aus.

Diese im Ansatz bereits universalistische Perspektive wird dann auf verschiedene Einzelphänomene angewandt. Charakteristisch ist die Behandlung der Kasusproblematik: Correas zählt zunächst jene sechs Kasus auf, die in der lateinischen Schulgrammatik vorkommen und meint dann, daß „wir“, das heißt die Sprecher einer modernen romanischen Volkssprache, zwar keine Kasus in dem gleichen Sinne kennen wie die Griechen und Lateiner, wohl aber die *diferencias de hablar por ellos*. Die Sprecher der romanischen Sprachen (auch *Rromanzistas* genannt) machen dieselben semantischen Distinktionen wie diejenigen der klassischen, sie verwenden aber andere Mittel zu ihrem Ausdruck, nämlich Präpositionen. Er geht so weit, daß er für eben diese semantischen Unterschiede den klassisch-antiken Terminus „Kasus“ gebraucht, was durchaus an Ansätze der modernen Linguistik erinnert, etwa an Fillmore; wörtlich heißt es:

porque el hablar pide las seis diferencias de sinificar i sentir, io a estas las llamo diferencias de casos, i por conpendio de claridad usaremos de casos, i los otros terminos gramaticales de la Arte Latina, porque no ai otros mas acomodados, i nos sirvan aqui.

(Correas 1625 (1954) : 147)

Die Formulierung *el hablar pide las seis diferencias* ist bemerkenswert: dahinter steht die Auffassung, daß es in dem als universal postulierten Sprechen bestimmte Grundfunktionen gibt, die **notwendigerweise** in jeder Einzelsprache vorkommen müssen, mag auch ihr Ausdruck im einzelnen verschieden sein.

Es sei an dieser Stelle angemerkt, daß Correas der erste ist, der detailliert auf den präpositionalen Akkusativ des Spanischen eingeht; bei vorangehenden Autoren findet man hierzu entweder überhaupt nichts oder nur einen summarischen Hinweis. Correas unterscheidet explizit zwei verschiedene Präpositionen *a*, nämlich die Präposition des Dativs und diejenige des Akkusativs, von welcher er bemerkt:

no es sienpre forzosa ni nezesaria, porque bien puede aver acusativo sin ella, como en estas oraciones i otras: come mucho pan, ... gasta mas sus dineros; mas ponese para demostrar i señalar mas espresamente la persona i cosa a quien pasa el verbo: mató a su padre o persighió a su enemigo...; con a o sin a: venzió a los enemigos, venzió los enemigos, prendió a los capitanes, prendió los capitanes.

(Correas 1625 (1954) : 149)

Die Weglaßbarkeit der Präposition ist für Correas geradezu das Definitionskriterium des Akkusativs gegenüber dem formal gleichen Dativ:

Distinghiráse i conozeráse ser acusativo en que puede faltar del la a, i en que se pone con la cosa i persona a quien pasa, i en que carga la sinificazion i transizion del verbo.

(Correas 1625 (1954) : 149)

(Genau aus diesem Grund habe ich für die strukturelle Kennzeichnung des präpositionalen Akkusativs der romanischen Sprachen und für analoge Phänomene in sehr zahlreichen Sprachen in aller Welt den Terminus *differentialle Objektmarkierung (differential object marking/ DOM)* geprägt; vgl. z. B. Bossong 1985.)

Auch in anderer Hinsicht wirken die Ausführungen von Correas erstaunlich modern, so etwa bezüglich der detaillierten Analyse des spanischen Relativsatzes, der sorgfältigen Unterscheidung von *que* als Relativpronomen und als subordinierende Konjunktion sowie der bis dahin für eine romanische Volkssprache unerreicht genauen Darstellung des verbundenen Objektpronomens, seiner Textfunktionen und seiner Stellungsregularitäten bezüglich des Verbs, an das es sich enklitisch oder proklitisch anschließt. Bezüglich der Textfunktionen etwa schreibt er folgendes:

estos articulos pospositivos, rrelativos, enclíticos o afixos, i asidos le, les, los, la, las, lo ... hazen tan cunplida i llena la orazion, i le dan tanta grazia por su elegante connexion i travazon o ligadura, que haze por esta parte la lengua Castellana con el uso dellos conozida ventaxa en claridad i eleganzia de hablar, o esplicar, i dar a entender lo que quiere, no solamente a la lengua Latina, que es desatada i dura en su comparazion, sino a la misma Griega, que fué i es rreina de las lenguas, i la mas cunplida i elegante de todas.

(Correas 1625 (1954) : 187)

Der in diesem Passus anklingende wertende Vergleich zwischen dem Spanischen, Lateinischen und Griechischen, das Wettfeiern der modernen Sprachen mit den klassischen, ist wieder ganz aus dem Geiste der Renaissance gedacht. Im gleichen Sinn argumentiert Correas auch bezüglich der Wortstellung, bei der er für das Spanische genau jene „Natürlichkeit“ reklamiert, die dann später im 18. Jahrhundert für das Französische so wichtig werden sollte. Die Wortstellung des Lateini-

schen ist für ihn, wie später für Le Laboureur, Du Marsais, Beauzée und Rivarol, etwas Künstliches und Schwieriges, etwas, was das Verständnis eher erschwert als fördert. Schon hier, wie später bei den französischen Aufklärern, wird SVO als die natürliche Wortstellung, die natürliche Verbindung zwischen den Satzgliedern gesehen:

La orden i contestura natural de las palavras, o partes, es, que el nonbre esté primero, i luego el verbo, i tras este el acusativo, que declara la azion del verbo, si es transitivo.

(Correas 1625 (1954) : 362)

Dem seit Alfonso el Sabio so wichtigen Ideal der Klarheit und Verständlichkeit wird man nur gerecht, wenn man diese natürliche Ordnung einhält:

I quanto la orazion fuere guardando la dicha orden natural irá mas clara, propia, dulce, i grave. I es mas lexítimo i propio estilo este de la lengua Castellana, que de la Latina i Griega, i mas conforme al umor Español. No entendiendo esto algunos modernos poetas, i a su parecer cortesianos criticos, enrredan de manera su lenguaxe i concertos que hablan en xerigonza, i huien de hablar Castellano claro i bueno, sino bastardeado con un poco de Latin o Italiano que saben. La lengua para que es sino para darse a entender, i declararse?

(Correas 1625 (1954) : 363)

In solchen Äußerungen vermischt sich die aus der Scholastik hervorgegangene Idee des *ordo naturalis* mit dem humanistischen Gedanken des friedlichen Wettstreits der Sprachen untereinander. Die Einfachheit der zugrundeliegenden syntaktischen Strukturen tritt in den modernen romanischen Sprachen viel deutlicher an die Oberfläche als in den rhetorisch stilisierten klassischen Sprachen. Das durch Sanctius geschärfte Bewußtsein für solche Fragestellungen wurde in Spanien erstmals auf die romanische Volkssprache angewendet. Spanien war in dieser Hinsicht, wieder einmal, Vorreiter einer Entwicklung, die sich in anderen Ländern später voll entfaltet hat; es ist Vorreiter geblieben.

Insgesamt dominiert bei Correas noch deutlich der Aspekt des Wettstreits der Einzelsprachen. Das gesamte Werk schließt mit einem Kapitel vergleichender Sprachwertung, in dem zwar das Griechische als die Königin aller Sprachen nochmals anerkannt wird, dann aber dem Spanischen mit einer Reihe detailliert dargelegter Gründe der Vorzug

gegenüber dem Lateinischen gegeben wird, so daß das Spanische unter allen jetzt noch gesprochenen Sprachen für den Autor an der Spitze steht. Zu diesen Gründen zählt der Gebrauch eines Artikels, dessen Fehlen im Lateinischen von Correas als gravierender Mangel gedeutet und verächtlich mit dem (angeblichen!) Fehlen eines Artikels im Baskischen verglichen wird. Außerdem stellt Correas fest, daß es im Spanischen eine ungeheuer reiche, blühende Literatur gibt, und daß sich diese Sprache über ein riesiges Territorium, von Flandern und Süditalien bis in die Neue Welt, ausgebreitet hat und daher die verbreitetste Sprache der Zeit ist. Man beachte übrigens, daß für Correas sogar die Bewahrung des Spanischen bei den 1492 vertriebenen Juden ein Anlaß zu rühmender Hervorhebung der Verbreitung dieser Sprache ist:

Conservanla i hablanla los Xudios que salieron con sus familias desterrados de España por todas las provinziias adonde aportaron. I tienen en ella con grande estimazion la Sagrada Escritura, que de aca llevaron trasladada i escrita en Rromanze Kastellano.

(Correas 1625 (1954) : 494)

{Correas bezieht sich mit diesem Hinweis sicher auf die 1553 in Ferrara gedruckte Übersetzung des Alten Testaments in das Ladinische; vgl. Sephiha 1973.}

Der salmantiner Gräzist Correas, dem in bisherigen Gesamtdarstellungen sicher zu wenig Beachtung zuteil geworden ist, erweist sich so als der abschließende Höhepunkt einer Entwicklung in der partikularistischen Sprachwissenschaft Spaniens, die mit Nebrija begonnen hatte, und andererseits als Vorläufer der neuen universalistischen Strömung, die mit Sanctius ebenfalls von Salamanca ausgegangen war, dann aber nicht in Spanien, sondern vor allem in Frankreich weitergeführt worden ist.

3.4. Das Erwachen des Sprachbewußtseins in Portugal: Fernão de Oliveira (1536)

Die von Nebrija gestreute Saat ging auf und trug Früchte nicht nur in Spanien selbst, sondern auch im benachbarten Portugal. Hier gab es wohl einerseits Epigonen ohne Originalität, wie etwa João de Barros, dessen 1540 in Lissabon erschienene portugiesische Grammatik Nebrijas Werk zwar ausführlich benutzt und zitiert, ohne jedoch jemals dessen Namen zu nennen (vgl. Révah 1958, Stegnano-Picchio 1959, Teyssier 1966, Nagel 1971; ein weiterer hier nicht zu behandelnder

Autor ist Magalhães de Gândavo, zu dem Pereira Filho 1961, Nagel 1969 und Buescu 1983 heranzuziehen sind; zur portugiesischen Grammatik allgemein vgl. Buescu 1978, 1983 und 1984). Andererseits muß zumindest einem portugiesischen Grammatiker ein Ehrenplatz in der Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft des 16. Jahrhunderts eingeräumt werden, nämlich Fernão de Oliveira, dessen *Primeira anotação da Língua Portuguesa* 1536 in Lissabon erschien (vgl. Beau 1938 (1959), Herculano de Carvalho 1970/3, Coseriu 1975 und Buescu 1978 sowie die entsprechenden Kapitel in Buescu 1983). Man kann dieses Werk nur sehr bedingt eine Grammatik nennen. Es fehlen Kapitel über die Verbmorphologie und die entsprechenden Paradigmen; auch folgt die Arbeit nicht dem üblichen Schema der klassisch-antiken Redeteile. Vielmehr handelt es sich um ein sehr persönlich gefärbtes, diskursiv geschriebenes Werk, das eher eine Abhandlung über das Portugiesische als eine regelrechte Grammatik ist. Auch in der Wahl des lateinischen Grammatikers, an den sich Oliveira vor allem anlehnt, zeigt er gegenüber anderen Autoren der Zeit eine gewisse Originalität: es ist Varro, und nicht wie sonst Donat oder Priscian. Gedanklich steht diese Arbeit in völliger Übereinstimmung mit den zu jener Zeit modernen Ideen; es repräsentiert sehr gut den Höhenkamm der partikularistischen Sprachauffassung des Renaissance-Zeitalters. Zeichnen wir die Leitgedanken nach, welche dies belegen (ich zitiere nach der - modernisierten und daher leichter lesbaren - Ausgabe von Buescu 1975).

Wie bei Dante und in den Werken der italienischen Humanisten wird das Wesen der Sprache theologisch-anthropologisch gedeutet als ein „körperliches“, also materielles, Mittel zur Übermittlung der nicht-materiellen Gedanken:

falar e pronunciar o que entendemos este só é um meio que Deus quis dar às almas racionais para se poderem comunicar entre si e com o qual, sendo espirituais, são sentidas dos corpos. Porém, não é tão espiritual a língua que não seja obrigada às leis do corpo.

(Oliveira 1536 (1975) : 39)

Ebenfalls wie bei Dante, der die existentielle Verankerung des Menschen in seiner Muttersprache betont hat, akzentuiert Oliveira den engen Zusammenhang zwischen Denken und Empfinden einerseits und der Sprache andererseits; die Sprache ermöglicht ein materielles Abbild des Geistes, und sie spricht aus dem Herzen. Sie wird so auch zum unmittelbaren Ausdruck der Persönlichkeit: jeder spricht so, wie

er ist, die Sprache ist der Spiegel des einzelnen Menschen in seiner individuellen Eigenart:

A Linguagem é figura do entendimento, e assim é verdade que a boca diz quanto lhe manda o coração, e não outra coisa: antes não devia a Natureza criar outro mais disforme monstro do que são aqueles que falam o que não têm na vontade, porque, se as obras são prova do homem, e as palavras são imagem das obras ... cada um fala como quem é: os bons falam virtudes, e os maliciosos, maldades; os religiosos pregam desprezos do mundo e os cavaleiros blasonam suas façanhas.

(Oliveira 1536 (1975) : 38f)

So wie die Sprache den einzelnen Menschen charakterisiert, so hat auch eine historische Einzelsprache ihr eigenes, unverwechselbares Schicksal. Sprache ist wandelbar, und sie kann von den Menschen verändert werden. Oliveira hat diese Grundauffassung des humanistischen Zeitalters auf eine einprägsame Formel gebracht:

os homens fazem a língua, e não a língua os homens.

(Oliveira 1536 (1975) : 43)

Nach dem Beispiel der anderen romanischen Volkssprachen sieht Oliveira nunmehr auch für das Portugiesische die Zeit gekommen, sich auf die eigene Stärke, den eigenen Adel (*nobreza*) zu besinnen. Im festen Vertrauen auf den inneren Wert der eigenen Muttersprache (*não desconfiemos da nossa língua*) soll nun von ihren Sprechern der Schritt in die Mündigkeit vollzogen und die alte Autorität des Lateinischen durch die neue des Portugiesischen abgelöst werden. An dieser Stelle klingt bei Oliveira der von Nebrija zuerst geäußerte Gedanke von der Sprache als Begleiterin des Imperiums an; er formuliert ihn mit Bezug auf Portugal mit seinen überseeischen Besitzungen in Afrika wie folgt:

[Grécia e Roma] nos obrigaram a que ainda agora trabalhemos em aprender e apurar o seu, esquecendo-nos do nosso. Não façamos assim, mas tornemos sobre nós agora que é tempo e somos senhores, porque melhor é que ensinemos a Guiné que sejamos ensinados de Roma, ainda que ela agora tivera toda sua valia e preço.

(Oliveira 1536 (1975) : 42)

Maßgebend für die Ausgestaltung und Fixierung der Sprache ist die Beobachtung des realen Sprachgebrauchs. Dieser Gebrauch ist das

Primäre; die Grammatik hat ihm, modern gesprochen, deskriptiv zu folgen, nicht präskriptiv voranzugehen. Die Grammatik fällt nicht als *deus ex machina* vom Himmel, vielmehr tragen die Sprachbenutzer sie stets schon in sich:

em cada língua notemos o próprio costume dela, cá esta arte de Gramática ... é resguardo e anotação desse costume e uso, tomada depois que os homens souberam falar, e não lei posta que os tire da boa liberdade, quando é bem regida e ordenada por seu saber, nem é divindade mandada do céu que nos possa de novo ensinar o que já temos e é nosso.

(Oliveira 1536 (1975) : 106)

Der Gebrauch beherrscht also die Sprache, ihm hat sich die Grammatik anzupassen, und nicht umgekehrt. Auch wenn es Unregelmäßigkeiten gibt, die der Logik widersprechen, muß Richtschnur für den Grammatiker doch stets der *bon usage* sein (der auf portugiesisch *bom costume* heißt). In seiner allgemeinen Sprachauffassung zeigt sich Oliveira so als ein klassischer Vertreter der Renaissance-Linguistik.

Zur grammatischen Beschreibung des Portugiesischen im einzelnen können hier nur zwei kurze Anmerkungen gemacht werden. - Die Hauptstärke von Oliveiras Werk liegt sicher im phonetischen Bereich. Es gelingt ihm, die komplexe Lautstruktur des Portugiesischen in einer für die Zeit erstaunlich souveränen Art darzustellen und hierbei Phänomene in den Griff zu bekommen, die zuvor noch nie für eine romanische Sprache beschrieben worden waren, zum Beispiel die Nasalvokale (die Leistungen Oliveiras in diesem Bereich sind von Coseriu 1975 im Einzelnen nachgezeichnet worden). - In der morphosyntaktischen Beschreibung fällt auf, daß Oliveira eine höchst originelle Terminologie für die Kasusfunktionen verwendet. Für den lateinischen Nominativ schlägt er den Terminus „Präpositiv“ vor, dem der „Postpositiv“, also der Akkusativ, entgegengesetzt ist. Mit dieser Terminologie zieht Oliveira die Konsequenz aus der Tatsache, daß im Portugiesischen, wie in den übrigen romanischen Sprachen ja auch, die primären Kasusrelationen nicht mehr durch Kasusendungen zum Ausdruck kommen, sondern durch prä- bzw. postverbale Stellung. Leider ist dieser originelle Vorschlag nicht sehr detailliert ausgeführt; eine von Oliveira angekündigte weiterführende Arbeit ist nicht überliefert.

3.5. Spanische Sprachethik und italienische Eleganz bei Juan de Valdés (1535)

Zum Abschluß der Ausführungen über den vulgärsprachlichen Humanismus auf der Iberischen Halbinsel in der Tradition von Nebrija muß nun noch ein Autor genannt werden, der außerhalb dieser Tradition steht, ja, sich bewußt gegen sie wendet und auf Grund seiner Lebensumstände wie auch der Gattung seines Werkes eher nach Italien gehört als nach Spanien: die Rede ist von Juan de Valdés und seinem *Diálogo de la lengua*, einem Werk, das in Neapel für den Kreis der adligen Freunde des Autors entstanden ist, deren geistlicher Führer er war. Valdés predigte und lehrte stets auf Spanisch, auch in seiner italienischsprachigen Umgebung in Neapel, wo Elementarkenntnisse dieser Sprache, vor allem in der Oberschicht, auf Grund der spanischen Herrschaft sehr verbreitet waren. Der *Diálogo de la lengua* war in erster Linie als ein Hilfsmittel für den Kreis von Valdés zum Erwerb eines stilistisch reicheren und korrekteren Spanisch konzipiert. Zur Belehrung seiner Freunde wählte der Autor denn auch nicht die Form einer regelrechten Schulgrammatik, sondern diejenige des Dialogs, eine Form, die nach dem antiken Vorbild im italienischen Humanismus wiederbelebt worden war und sich in jenen Jahrzehnten in Italien großer Beliebtheit erfreute.

Der *Diálogo* von Valdés hat zu seiner Zeit keinerlei Breitenwirkung entfaltet; er blieb bis 1737 unpubliziert. Seither allerdings gilt er als ein Meisterwerk der spanischen Prosa der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Seine Bedeutung liegt insgesamt wohl doch eher auf literarischem als auf sprachtheoretischem oder sprachwissenschaftlichem Gebiet. Er enthält zwar eine Fülle von Anmerkungen zu Detailproblemen der spanischen Orthographie und Grammatik sowie vor allem des Wortschatzes in semantischer und stilistischer Hinsicht; er ist jedoch keineswegs ein einheitlich konzipiertes Werk zur Sprachtheorie im allgemeinen oder zur grammatischen Beschreibung des Spanischen im besonderen. Vielleicht hat die vehemente Ablehnung Nebrijas, zu der sich der Autor an mehreren Stellen seines Werkes hinreißen läßt, auch damit zu tun, daß er eine generelle Abneigung gegenüber der Pedanterie von Schulgrammatiken hegte. Der vorgeschobene Grund für diese Ablehnung ist indessen ein anderer. Valdés wirft Nebrija vor, daß er als Andalusier einem, gemessen an der kastilischen Norm, unkorrekten Sprachgebrauch das Wort rede. Dieser Vorwurf ist sachlich so unbegründet, daß man sich fragen kann, ob Valdés die große spanische Gram-

matik von Nebrija überhaupt durch eigene Lektüre kannte; er polemisiert buchstäblich ins Blaue hinein. Jedenfalls betont er, daß der „Gebrauch derer, die gut schreiben“ Richtschnur und Norm der Sprache zu sein habe, und nicht etwa die pedantischen Vorschriften irgendwelcher Grammatiker. Charakteristisch ist etwa die folgende Äußerung:

MARCIO. *Adonde vos escrivís estonces y assí y desde, otros escrivén entonces, así y dende, mudando la s en n. ¿Tenéis alguna razón que os mueva a escrivir s ante n?*

VALDÉS. *La principal razón que tengo es el uso de los que bien escrivén. Podría también aprovecharme del origen de los vocablos, pero no quiero entrar en estas gramatiquerías.*

(Valdés 1535 (1976) : 101)

Die Diktion des Dialogs ist lebendig und konkret. Allgemeine Gedanken werden stets anhand von Einzelbeispielen erläutert. In seinem sprachtheoretischen Ansatz ist Valdés ein typischer Vertreter seiner Zeit. Mit seiner Hochschätzung der natürlichen gesprochenen Sprache gegenüber der Kunstsprache Latein und mit seiner Forderung, man müsse die eigene Muttersprache bereichern und pflegen, knüpft er an Dante und, unmittelbar noch, an Bembo an:

todos los hombres somos más obligados a ilustrar y enriquecer la lengua que nos es natural y que mamamos en las tetas de nuestras madres, que no la que nos es pegadiza y que aprendemos en libros.

(Valdés 1535 (1976) : 44)

Auf diesem Gebiet gibt es, laut Valdés, für das Spanische, im Vergleich mit dem höher entwickelten Italienischen, noch sehr viel zu tun:

la lengua castellana nunca ha tenido quien escriba en ella con tanto cuidado y miramiento quanto sería menester para que hombre, queriendo o dar cuenta de lo que scrive diferente de los otros o reformar los abusos que ay oy en ella, se pudiesse aprovechar de su autoridad.

(Valdés 1535 (1976) : 44)

Bei der Formulierung des Ziels, auf das sich laut Valdés die Pflege und Bereicherung des Kastilischen hinbewegen sollte, wird ein Ideal herausgearbeitet, das sich durchaus von dem unterscheidet, was

zur gleichen Zeit für das Italienische angestrebt wurde; dieses Ideal trägt deutlich iberoromanische Züge. Es kommt Valdés nicht so sehr auf rhetorischen Schmuck an, auf äußere Eleganz und ästhetisches Raffinement, vielmehr auf Klarheit, Wahrhaftigkeit und Verständlichkeit, ein Sprachideal, das wir auch schon bei Alfonso el Sabio gesehen haben. Kein überflüssiges Wort soll gebraucht werden; die Sprache soll sich in ihrer reinen, auf Kommunikation ausgerichteten Funktionalität selbst genügen:

todo el bien hablar castellano consiste en que digáis lo que queréis con las menos palabras que pudiéredes, de tal manera que, explicando bien el conceto de vuestro ánimo y dando a entender lo que queréis dezir, de las palabras que pusiéredes en una cláusula o razón no se pueda quitar ninguna sin ofender a la sentencia della o al encarecimiento o a la elegancia.

(Valdés 1535 (1976) : 158)

Typisch spanisch ist es auch, daß Valdés dieses Stilideal nicht ausschließlich, ja nicht einmal in erster Linie bei exemplarischen Autoren verwirklicht sieht, sondern in etwas eminent Volkstümlichem: im Sprichwort. Man weiß ja, eine wie große Rolle die *refranes* in der spanischen Umgangssprache spielen; ihre Bedeutung ist hier weitaus größer als in den übrigen romanischen Sprachen. So zitiert Valdés auch immer wieder Sprichwörter als Beispiele für klaren und konzisen Sprachgebrauch, wobei es ihn nicht stört, im Gegenteil, daß diese Sprichwörter volkstümlicher Herkunft sind:

PACHECO. ... en aquellos refranes se vee mucho bien la puridad de la lengua castellana.

CORIOLANO. Antes que passéis adelante, es menester que sepa yo qu cosa son refranes.

VALDÉS. Son proverbios o adagios. ...

CORIOLANO. ¿Son como los latinos y griegos?

VALDÉS. No tienen mucha conformidad con ellos, porque los castellanos son tomados de dichos vulgares, los más dellos nacidos y criados entre viejas tras el fuego hilando sus ruecas, y los griegos y latinos, como sabéis, son nacidos entre personas dotas y están celebrados en libros de mucha dotrina. Pero, para considerar la propiedad de la lengua castellana, lo mejor que los refranes tienen es ser nacidos en el vulgo.

(Valdés 1535 (1976) : 48)

Die spezifische Ästhetik des Spanischen als einer mehr am Populären orientierten Sprache wird hier besonders deutlich. Abseits der Tradition von Nebrija, ja in bewußter Antithese zu ihm, bringt Valdés in der italianisierenden Form des Dialogs typisch spanische Inhalte zum Ausdruck.

4. Renaissancegrammatik und Sprachdialoge: die Tradition von Pietro Bembo in Italien

Daß Juan de Valdés für seine Darstellung des Spanischen die Form des Dialogs wählt, ist im iberoromanischen Kontext ungewöhnlich; dies gilt jedoch nicht für Italien, das Land, in dem Valdés gelebt und seinen Dialog geschrieben hat (vgl. allgemein Klein 1957, Grayson 1960, Faithful 1962). Italien ist zu jener Zeit das Land der Sprachdialoge: der Höhenkamm der Entwicklung des ersten Partikularismus in diesem Land läßt sich rein äußerlich durch die Verwendung dieser spezifischen literarischen Form charakterisieren; so wie der erste Universalismus eine Zeit der *Tractatus de modis significandi* war und der zweite Universalismus die Epoche der *Grammaires générales et raisonnées*, so ist die Epoche des ersten Partikularismus, zumindest in Italien, eine Zeit der *Dialoghi della lingua*. Die Blütezeit dieser Gattung liegt zwischen 1525 und 1570, den Erscheinungsdaten der entsprechenden Dialoge von Bembo und Varchi.

Die Wahl dieser Form ist in sich bereits ein Programm. Es geht nicht mehr nur um Wahrheit und Klarheit, gefragt ist vielmehr auch, oder vor allem, Schönheit und Eleganz. In den Worten eines der bedeutendsten Dialogautoren, Sperone Speroni:

Il dialogo è un giardino dilettevole.

(Speroni 1575 (1740) : I, 274; nach 1542 (1975) : 17).

Ein „Lustgarten“ ist der Dialog im Vergleich zur theoretischen Abhandlung in zweierlei Hinsicht: zum einen durch seinen höheren literarischen Anspruch, wodurch der Stil kaum weniger wichtig wird als die Sache, um die es geht, und wodurch die lebhafteste, bisweilen dramatische Gestaltung in den Vordergrund rückt; zum anderen durch die Tatsache, daß die Vorführung verschiedener Positionen diese wechselseitig relativiert und es so nicht zum kompromißlosen Postulat absoluter Wahrheiten kommt, es vielmehr dem Leser überlassen bleibt, sich aus den verschiedenen vorgetragenen Auffassungen selbst eine Meinung zu bilden. Der Dialog akzeptiert den Leser als mündigen Partner im Spiel und Widerspiel der Argumente und umwirbt ihn mit dem ästhetischen Raffinement seines Stils.

In den Sprachdialogen der italienischen Renaissance stehen sich nicht, wie etwa bei Valdés, fiktive Gesprächspartner gegenüber, deren

dramaturgische Funktion im wesentlichen darin bestünde, dem Autor seine Argumente zu entlocken, vielmehr treten hier authentische historische Gestalten auf, deren mündlich oder schriftlich geäußerte Auffassungen mehr oder weniger getreu wiedergegeben werden. Literarisches Vorbild ist natürlich der philosophische Dialog der Antike, von Plato bis Cicero. Ohne Zweifel spiegeln diese Dialoge jedoch auch ein Stück Lebenswirklichkeit wider, sie sind ein lebendiges Abbild der in jener Zeit oft leidenschaftlich geführten Gespräche über künstlerische und sprachliche Grundsatzfragen. Natürlich sind die Dialoge literarisch stilisiert, die Argumente sind eingängig zugespitzt; sicher sind vergleichbare Gespräche aber oft tatsächlich geführt worden. Die Dialoge sind ein Abbild der „particolare atmosfera, carica di elettricità, densa di dinamismo appassionato, del primo cinquecento“, wie der Bembo-Herausgeber Marti formuliert (Bembo 1525 (1955) : XII).

Bezeichnenderweise ist die erste umfassende, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Grammatik der italienischen Sprache Teil eines solchen Sprachdialogs: das dritte Buch von Pietro Bembos *Prose della volgar lingua* (vgl. Petrocchi 1959). Dieses Werk ist 1525 erschienen, also eine volle Generation nach der spanischen Grammatik von Nebrija (Bembo hatte es allerdings bereits um 1515 größtenteils vollendet; Skrupel und äußere Lebensumstände verhinderten die baldige Veröffentlichung). In diesem Werk kulminiert die sprachtheoretische Entwicklung der vorangegangenen Jahrzehnte; von ihm geht die Tradition der italienischen Sprachdialoge des 16. Jahrhunderts und der grammatischen Beschreibung des Italienischen im wesentlichen aus. Bembos Dialog soll uns daher im folgenden ebenso als Ausgangspunkt der Darstellung des sprachtheoretischen Partikularismus in Italien dienen, wie dies mit Nebrijas Grammatik in der Iberoromania der Fall war.

Es muß allerdings betont werden, daß Bembo keineswegs der erste Sprachtheoretiker und auch nicht der erste Grammatiker im Italien der Renaissance war. Zu dem Problem der italienischen Hochsprache haben vor ihm zahlreiche Autoren Stellung bezogen. Die Bewegung zur Verteidigung der Volkssprache unter humanistischen Vorzeichen hat ihre Wurzeln im 15. Jahrhundert (vgl. Bahner 1977; Baum 1988). - Schon Alberti hat sich in seinem berühmten Dialog *Della famiglia* (um 1440) in diesem Sinne geäußert. Von den weiteren Autoren des Quattrocento möchte ich nur Lorenzo de' Medici erwähnen, der in dem Prosa-Kommentar zu seinen Sonetten (um 1486) den Gebrauch des Italienischen beredt verteidigt. Wohl die früheste ganz der Sprachenfrage gewidmete Schrift des 16.

Jahrhunderts war Machiavellis kurzer Dialog von 1514, der allerdings erst im 18. Jahrhundert gedruckt worden ist und daher in seiner Zeit wirkungslos blieb. Auch Castigliones *Cortigiano* (entstanden 1508 - 1516) geht ausführlich auf die Sprachproblematik ein (Einzelheiten in Buck 1952, Migliorini 1954, Klein 1957). - Eine allererste Grammatik der florentinischen Hochsprache ist bereits um 1450 entstanden; das anonyme Manuskript trägt den Titel *Regole della lingua fiorentina*. Seit Anfang der 60er Jahre weiß man, daß dieses kleine Werk von keinem Geringeren stammt als dem schon erwähnten berühmten Humanisten Leon Battista Alberti (vgl. Colombo 1962, Grayson 1963 und 1964, Dardano 1974, Vineis 1974, Tavoni 1984); es wurde während des Renaissance-Zeitalters niemals publiziert und konnte daher auch keine Wirkung entfalten. Ein zweites kurzgefaßtes grammatisches Regelwerk stammt von Gian Francesco Fortunio; es erschien unter dem Titel *Regole grammaticali della volgar lingua* 1516 in Ancona (vgl. Paccanella 1986). Diese kleine Arbeit enthält eine Morphologie und eine Orthographie der italienischen Hochsprache; sie folgt in allen Punkten genau dem Modell von Priscian und weist keinerlei Bemühung um eigenständige Erfassung der Besonderheiten der Volkssprache auf.

4.1. Sprachkunst und Sprachregeln in der Vulgärsprache: Bembo's *Prose* von 1525

Trotz dieser Vorgänger kann man das Erscheinungsjahr von Bembo's *Prose* (1525) mit einer gewissen Berechtigung als die eigentliche Geburtsstunde der italienischen Nationalgrammatik betrachten. Dieses Werk zeichnet ein Gespräch nach, das im Jahre 1502 im venezianischen Haus seines Bruders Carlo stattgefunden haben soll. An dem Gespräch nehmen vier Personen teil: der Gastgeber Carlo Bembo, Ercole Strozzi, Ferigo Fregoso und Giuliano de' Medici „der Prächtige“ (*il Magnifico*). Das Gespräch findet an drei aufeinanderfolgenden Dezemberabenden an einem Kamin statt, während draußen die Tramontana um das Haus weht. Am ersten Abend (im ersten Buch) geht es um die Rolle des Italienischen, seine Stellung gegenüber dem Latein, seine geschichtliche Entwicklung und die Einflüsse, die auf die italienische Dichtersprache eingewirkt haben. Das zweite Buch bringt ausführliche Erörterungen zum volkssprachlichen Dichtungsideal der Renaissance. Im dritten Buch schließlich wird, wie bereits angedeutet, die erste umfassende Grammatik des Italienischen in Dialogform vorgelegt. Ercole Strozzi ist der Vertreter der alten Schule, das heißt des auf die Wiederbelebung des Latein ausgerichteten Humanismus des Quattrocento; die drei übrigen Gesprächspartner treten, mit unter-

schiedlichen Nuancierungen, für den Gebrauch der italienischen Volkssprache ein. Schon im Verlauf des ersten Abends gelingt es ihnen, Strozzi von der Unhaltbarkeit seiner Position zu überzeugen und ihn zu einem begeisterten Anhänger der volkssprachlichen Dichtung zu machen. In der Dramaturgie des Dialogs erscheinen die Ausführungen des zweiten und dritten Buchs als Belehrungen des Latinisten Strozzi über die ihm bis dahin unbekanntere Welt der neuen italienischen Literatur und Literatursprache. Die Art der Argumentation ist für die Epoche in hohem Maße kennzeichnend: es werden kaum allgemeine, philosophisch oder rational begründete Aussagen gemacht, vielmehr wird alles an konkreten Beispielen erläutert, insbesondere anhand von Belegen aus der als klassisch angesehenen Literatur des Trecento, wobei diese Belege vor allem unter ästhetischen Gesichtspunkten geprüft werden. Nicht eine logisch durchgeformte, vielmehr eine schöne, eine künstlerisch ausgestaltete Sprache ist das Ziel.

Im ersten Buch geht es, wie gesagt, um die Emanzipation des Italienischen vom Latein. Zum Zeitpunkt der Abfassung des Dialogs war dieser Kampf noch nicht entschieden, obgleich sein Ausgang für den Einsichtigen im Grunde schon keinem Zweifel mehr unterliegen konnte. Wie oben dargelegt, hat der Humanismus des 15. Jahrhunderts das Lateinische umgestaltet: statt der scholastischen Traktate gelten nun Cicero und Virgil als die maßgeblichen Modelle. Das auf diese Weise „gereinigte und einbalsamierte“ Humanistenlatein wird so zu einer toten Sprache. Nichtsdestoweniger fand der Schul- und Universitätsunterricht noch ausschließlich auf Latein statt; in der kirchlichen Liturgie war der Gebrauch der Volkssprache verboten, ebenso bei Übersetzungen der Bibel; in Diplomatie und Verwaltung herrschte das Lateinische noch weitgehend ohne Einschränkungen; lediglich in der Gerichtsbarkeit war es üblich geworden, Zeugenaussagen auch auf Italienisch zu Protokoll zu nehmen; Gebiete wie die Philosophie oder die exakten Wissenschaften waren noch ausschließlich Domäne des Lateinischen. Mehr als in anderen Gebieten der Romania herrschte in Italien immer noch eine Diglossiesituation, mit dem Lateinischen als *high variety* und dem Italienischen als *low variety*. Bei Bembo nun finden wir zum ersten Mal ein klar formuliertes Bewußtsein von diesen sprachlichen Verhältnissen in Italien; er sprach erstmals in dieser Deutlichkeit aus, daß das Lateinische, trotz der intensiven Pflege, die es durch den Humanismus erfuhr, im Grunde eben doch eine fremde Sprache war:

a noi la volgar lingua non solamente vicina se dee dire che ella sia, ma natia e propria, e la latina straniera. Che si come i Romani due lingue aveano, una propria e naturale, e questa era la latina, l'altra straniera, e quella era la greca, cosi noi due favelle possediamo altresì, l'una propria e naturale e domestica, che è la volgare, istrana e non naturale l'altra, che è la latina.

(Bembo 1525 (1955) : 9)

An dieser Stelle taucht der von Dante formulierte Gedanke wieder auf, daß die Muttersprache das eigentlich Natürliche ist, das, was wir alle mit der Muttermilch eingesogen haben; es sei daran erinnert, daß Trissino 1514 Dantes *De vulgari eloquentia* neudentdeckt und in Florenz publik gemacht hatte. Der wörtliche Anklang ist unverkennbar:

nel volgare tutta la vita dimoriamo, il che non avviene del latino ... che non dalle nutrici nelle culle, ma da' maestri nelle scuole, e non tutti, anzi pochi l'apprendiamo, e presa != una volta imparata/, no a ciascun'ora la usiamo, ma di rado e alcuna volta non mai.

(Bembo 1525 (1955) : 8f)

Dieser Position gegenüber kämpft Bembo Ercole Strozzi im Grunde auf verlorenem Posten. Er hat nur zwei Argumente zur Verteidigung des Lateinischen parat: es sei erstens würdiger und edler und müsse daher bevorzugt werden; und zweitens sei es einheitlich, während das Volgare in eine unüberschaubare Zahl von Varietäten zerfällt. Dem ersten Gesichtspunkt wird das typische Renaissance-Argument entgegengehalten, daß es gerade bei weniger angesehenen Sprachen darauf ankomme, sie zu verbessern, zu bereichern und zu vervollkommen:

è dunque bene, M. Ercole, confessare che non le più degne e più onorate favelle siano da usare tra gli uomini nello scrivere, ma le proprie loro, quando sono di qualità che ricevere possano, quando che sia, ancora esse dignità e grandezza.

(Bembo 1525 (1955) : 11)

Der zweite Einwand wiegt schwerer. Die Problematik der Vereinheitlichung der Dialekte Italiens ist uns ja schon bei Dante begegnet; sie bildet den Hintergrund der dann um die *questione della lingua* entbrannte Polemik. Strozzi's Kontrahenten beziehen in dieser Frage nuanciert Stellung; für Giuliano de' Medici ist es die moderne Sprache, vor allem in ihrer höfischen Ausprägung, die als Modell dient; Carlo

Bembo, der sicher als Sprachrohr der Ideen von Pietro dient, sieht als maßgeblich die klassische Form des Toskanischen an, wie sie im Trecento von den *tre corone* Dante, Boccaccio und Petrarca ausgeprägt worden ist. Bembo's Sprachideal ist also ein archaisierendes Toskanisch. Die Regeln der Vereinheitlichung müssen den klassischen Autoren entnommen sein. Die Schriftsprache kann somit durchaus als bereits „reguliert“ angesehen werden:

Là dove la toscana e nel parlare è vaga e nelle scritture si legge ordinatissima, con ciò sia cosa che ella, da molti suoi scrittori di tempo in tempo indirizzata, è ora in guisa e regolata e gentile, che oggimai poco desiderare si può più oltre.

(Bembo 1525 (1955) : 34)

Natürlich ist es bei einem solchen archaisierenden Standpunkt unvermeidlich, daß man sich nun dem Italienischen in ähnlicher Weise nähert wie zuvor dem Lateinischen; das heißt, man muß bei den guten Autoren in die Schule gehen und ihre Werke studieren, ehe man einen guten Stil zu schreiben imstande ist. Die in der Toskana geborenen, denen die Sprache gleichsam in die Wiege gelegt ist, haben gegenüber jenen, bei denen dies nicht der Fall ist, keinerlei Vorteil, eher im Gegenteil: sie stehen eher in Gefahr, Vulgarismen zu gebrauchen, als Autoren, welche das Toskanische aus Büchern gelernt haben (so wie der Venezianer Bembo selbst ja auch!). Wir sind hier denkbar weit entfernt von der - typisch spanischen - Richtlinie von Valdés, man müsse volkstümlich und verständlich schreiben. Für den Humanisten Bembo läßt sich die Kunst des guten Schreibens nur von den „neuen“ Klassikern des Trecento lernen, nicht aber aus dem gesprochenen Toskanisch der Gegenwart:

La lingua delle scritture, Giuliano, non dee a quella del popolo accostarse, se non in quanto, accostandovisi, non perde gravità, non perde grandezza; che altramente ella discostare se ne dee e dilungare, quanto le basta a mantenersi in vago e in gentile stato.

(Bembo 1525 (1955) : 38)

Nur auf diese Weise können sich die literarischen Hervorbringungen in der Vulgärsprache jenen ewigen Nachruhm sichern, der für den Menschen der Antike wie der Renaissance so wichtig war:

è da vedere che alle nostre composizioni tale forma e tale stato si dia che elle piacer possano in ciascuna età, e ad ogni secolo, ad ogni stagione esser care, si come diedero nella latina lingua a'

loro componimenti Virgilio, Cicerone e degli altri, e nella greca Omero, Demostene e di molt'altri agli loro; i quali tutti, non mica secondo il parlare, che era in uso e in bocca del volgo della loro età, scriveano, ma secondo che pareo loro che bene lor mettesse a poter piacer più lungamente.

(Bembo 1525 (1955) :38)

Im zweiten Buch ist Ercole Strozzi bereits von den Vorzügen des Italienischen überzeugt. Er möchte nun auch auf Italienisch schreiben und dichten und ist begierig, mehr über diese neue Art von Dichtung zu erfahren. Die Antwort auf seine Hauptfrage „Woran erkennt man den guten Autor, den guten Stil?“ lautet kurz zusammengefaßt so: zunächst einmal an der Auswahl und Anordnung der Wörter (*elezione e disposizione delle voci*); und sodann an zwei Eigenschaften, die als *gravità* und *piacevolezza* bezeichnet werden (nach dem antiken *gravitas* und *iucunditas*), was den deutschen Leser natürlich sogleich an Schillers „Anmut und Würde“ erinnert. Die *piacevolezza* ist zusammengesetzt aus dreierlei: *suono*, *numero* und *variazione*, das heißt Wohlklang, Metrum und Abwechslungsreichtum. Es kann hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden; verwiesen sei hier lediglich auf das interessante Kapitel über die ästhetischen Qualitäten der einzelnen Sprachlaute, besonders der Vokale, ein Passus in Bembos Werk, der durchaus an moderne Versuche wie Rimbauds Gedicht *Les voyelles* erinnert.

Das dritte Buch bringt schließlich, wie mehrfach erwähnt, die eigentliche grammatische Beschreibung des Italienischen in Dialogform, oder in den Worten von Giuliano de' Medici: *la particolare forma e stato della fiorentina lingua*. Ich möchte an dieser Grammatik zwei allgemeine Wesenszüge hervorheben: ihr konkretes und direktes Vorgehen; und die verwendete Terminologie.

Am Beispiel der Hauptredeteile Nomen und Verbum läßt sich zeigen, daß der Autor bei seiner Darstellung sofort *medias in res* geht; mit allgemeinen Definitionsversuchen hält er sich nicht auf. Es interessiert ihn nicht, wie man die *partes orationis* in einer universal konzipierten Sprachtheorie definieren könnte, vielmehr setzt er beim Leser das Verständnis der Begriffe voraus und beginnt dann einfach so:

E per incominciar dal nome, dico che, sì come nella maggior parte delle altre lingue dell Italia, così eziandio in quella della città

mia, i nomi in alcuna delle vocali terminano e finiscono sempre; sì come naturalmente fanno ancora tutte le toscane voci; da alcuna pochissime in fuori.

(Bembo 1525 (1955) : 100)

Ma passisi a dire del verbo, nel quale la licenza de' poeti e la libertà medesima della lingua v'hanno più di malagevolezza portata, che mestier non fa a doverlovi in poche parole far chiaro. Il qual verbo, tutto che di quattro maniere si veda esser così nella nostra lingua come egli è nella latina.

(Bembo 1525 (1955) : 134)

Wir sind hier denkbar weit entfernt von jedem universalistischen, allgemein sprachtheoretischem Interesse. Obgleich der Grammatik ein Gesamtplan zugrunde liegt und der Aufbau durchaus systematisch ist, werden noch nicht einmal Paradigmen gegeben, vielmehr wird jede einzelne Regularität sofort anhand literarischer Beispiele erläutert. Diese Beispiele werden im einzelnen interpretiert, vor allem in ästhetischer Hinsicht und bezüglich der Frage, ob bestimmte dichterische Freiheiten nachzuahmen seien oder nicht. Bembo bringt keine abstrakten Regeln, sondern lebendiges Sprachmaterial, das er mit großem Feingefühl für subtile Nuancen interpretiert. Seine Äußerungen zur pronominalen Redundanz beispielsweise sind auch für den heutigen Linguisten eine faszinierende Lektüre, wenngleich Bembo natürlich noch nicht über das begriffliche Instrumentarium verfügt, das es ihm erlauben würde, dieses Phänomen systematisch zu erfassen.

Die grammatische Terminologie entspricht dem Tenor des Werkes: im Rahmen eines solchen auf Eleganz bedachten Dialogs wäre der ausgedehnte Gebrauch latinisierender *termini tecnici* unpassend. So werden fast alle wesentlichen Begriffe mit Hilfe italienischer Umschreibungen wiedergegeben, die von verblüffender Einfachheit sind. Zum Beispiel heißt der Singular *numero di meno*, der Plural *numero di più*; statt *terminazione* gebraucht Bembo Giuliano de' Medici für den Begriff der Endung das umgangssprachliche *fine*; die verbale Konjugationsklasse heißt einfach *maniera*; der Infinitiv ist die *voce senza termine*; das Imperfekt heißt *pendente tempo*. Auch in der Grammatik im engeren technischen Sinn stört kein als pedantisch empfundener mittelalterlich-scholastischer Technizismus den natürlichen Fluß dieser Renaissance-Prosa.

Für Bembo ist die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen das primäre Faktum, von dem er in all seinen Überlegungen ausgeht. Ganz zu Beginn seines Traktats deutet er an, daß es auch etwas Universales in der menschlichen Sprache geben kann, nämlich die Stimme und die Disposition zum Sprechen. Dies ist denn aber auch alles. Er hält sich dabei nicht einen Augenblick lang auf, sondern kommt gleich zu dem für ihn wesentlichen Punkt, nämlich der Vielfalt der Sprachen und Dialekte. Sie ist für ihn nicht eine anthropologische Gegebenheit, sondern ein vor allem praktisches Problem; sie ist lästig, weil sie die Kommunikation der Menschen untereinander behindert:

Se la natura, Monsignor M. Giulio, delle mondane cose produttrice e de' suoi doni sopra esse dispensatrice, sì come ha la voce agli uomini e la disposizione a parlar data, così ancora data loro avesse necessità di parlare d'una maniera medesima in tutti, ella senza dubbio di molta fatica scemati n'avrebbe e alleviati, che ci soprastà. Con ciò sia cosa che a quelli che ad altre regioni e ad altre genti passar cercano, che sono sempre e in ogni parte molti, non converrebbe che, per intendere essi gli altri e per essere da loro intesi, con lungo studio nuove lingue apprendessero. Anzi si come la voce è a ciascun popolo quella stessa, così ancora le parole, che la voce forma, quelle medesime in tutti essendo, agevole sarebbe a ciascuno lo usar con le straniere nazioni; il che le più volte, più per la varietà del parlare che per altro, è faticoso e malagevole come si vede.

(Bembo 1525 (1955) : 3)

Die Gedanken, die bei Alfonso el Sabio, bei Dante und anderen mittelalterlichen Autoren im Keim angelegt waren, sind nunmehr voll entfaltet. Das Interesse an der sprachlichen Vielfalt und an der Einzelsprache in ihrer unverwechselbaren Individualität wird durch keinerlei allgemeine Spekulationen über das Wesen der Sprache an sich eingeschränkt. In Bembos Werk prägt sich der Partikularismus des Renaissance-Zeitalters rein aus.

4.2. Die Sprachenfrage - ein Streit um Worte? Trissinos *Castellano* (1529)

Die Frage, auf welcher Grundlage die italienische Schriftsprache aufzubauen, nach welchem Modell sie sich zu richten habe, ist für Bembo durchaus noch ein Sachproblem. Bei seinen Nachfolgern entwickelt sie sich mehr und mehr zu einem leeren Streit um Worte. In vielen der späteren Sprachdialoge geht es nicht mehr um die Frage,

welcher Dialekt das Urbild der Schriftsprache sei, sondern nurmehr darum, wie man diese Schriftsprache nennen soll. Die berühmte *questione della lingua* war geboren (vgl. Labande-Jeanroy 1925, Vivaldi 1925, Hall 1942, Migliorini 1949, Sozzi 1955, Vitale 1960, Battaglia 1965, Mazzacurati 1965 und zuletzt Koch 1988). Eine Reihe von Bezeichnungen für das neue Idiom wetteiferten miteinander: *volgare, italiano, cortigiano, toscano, fiorentino*. *Volgare* war die aus der traditionellen Diglossie-Situation erwachsene Bezeichnung des Italienischen gegenüber dem Lateinischen. *Cortigiano* war soziologisch gesprochen eigentlich ein Gegenbegriff zu *volgare*: die neue Sprache trug höfisches und elitäres Gepräge. Im Widerstreit der drei übrigen Bezeichnungen spiegelt sich die Unsicherheit in der Einordnung einer Sprache, die in Florenz entstanden ist und bei florentinischen Dichtern ihre vorbildhafte Ausprägung erfahren hat, die aber nicht identisch war mit dem bodenständigen, vulgären Dialekt von Florenz, vielmehr ein Toskanisch im weiteren Sinn repräsentierte, das indessen in ganz Italien verstanden und auch mehr oder weniger intensiv gebraucht wurde. Einige Autoren sahen denn auch keinen ausschließenden Gegensatz in diesen drei Namen, vielmehr interpretierten sie diese als drei nebeneinander stehende Bezeichnungsmöglichkeiten von unterschiedlichem Abstraktionsgrad, so wie man ja auch eine bestimmte Einzelperson mit ihrem Namen oder mit unterschiedlichen Gattungsbezeichnungen belegen kann (*Cesare/ uomo/ animale*). Trotz solcher Einsichten wurde der Streit um die richtige Bezeichnung der Sprache mit großer Erbitterung und Ausdauer geführt.

Ein typisches Beispiel für einen Dialog, in dem diese Bezeichnungsfrage ganz und gar im Vordergrund steht, ist Gian Giorgio Trissinos *Il castellano*, ein Werk, das 1529 erschienen ist. Trissino ist bekannt als Schöpfer des ersten den Aristotelischen Regeln entsprechenden Dramas in der abendländischen Literaturgeschichte (*Sofonisba*, entstanden 1514/15), als Wiederentdecker und Übersetzer von Dantes *De vulgari eloquentia* und als - gescheiterter - Orthographiereformer. (Er hatte 1524 die Einführung von «*e*» und «*o*» zur Bezeichnung der offenen Vokale des Italienischen vorgeschlagen, vgl. Migliorini 1950 sowie Kukenheim 1932 : 37f und Coseriu 1975 : 8.) Im Vergleich dazu zählt sein Sprachdialog nicht unbedingt zu seinen Glanzleistungen. Trissino ist überzeugter Antitoskaner, was sich, wie angedeutet, nur auf die Bezeichnung bezieht, nicht auf etwas Inhaltliches. Er plädiert vehement für die Bezeichnung „Italienisch“, wobei die Begründung dafür teilweise noch in mittelalterlich-scholastischem Duktus

gegeben wird. Sein Hauptargument hat die Form des klassischen Syllogismus: a) man darf ein aus Teilen zusammengesetztes Ganzes nicht nach den Teilen, vielmehr muß man es nach dem Ganzen benennen; b) jede Sprache ist aus Wörtern zusammengesetzt, und insbesondere besteht die italienische Literatursprache aus zahlreichen toskanischen wie nicht-toskanischen Wörtern; *ergo* c) darf man die italienische Literatursprache nicht als toskanisch, sondern muß sie als italienisch bezeichnen. Man vergleiche hierzu die folgenden Zitate:

ogni volta, che una specie, con un'altra del medesimo genere mescolata, si vuol tutta insieme nominare, non si può con verità per il nome della specie, ma si bisogna per il nome del genere dire. /.../ Ancora devete sapere, che ogni lingua è quantità discreta; perciocchè è una unione di parole. /.../ Adunque non essendo i loro vocaboli tutti fiorentini, nè toscani, non si può la loro lingua con verità nominare fiorentina, nè toscana; perciò che essendo detta loro lingua sì della toscana, come dell'altre lingue d'Italia mescolata, e le specie con altre specie mescolate, non si possono insieme con verità se non per il nome del genere dire, però non si può la loro lingua per altro, che per italiana, con verità nominare.

(Bembo 1525 (1955) : 35/ 44/ 46)

Der bei Dante neue und lebendige Gedanke der Suche nach einer über der dialektalen Verschiedenheit schwebenden Hochsprache als Inbegriff der Italianität wird von seinem Neuentdecker Trissino ins Trocken-Schulmäßige gewendet; er wird in ein logisches Korsett gezwängt. Allgemeine Gesichtspunkte bezüglich der menschlichen Sprache überhaupt und des Italienischen im besonderen treten gegenüber dem bloßen Streit um die richtige Benennung in den Hintergrund.

4.3. Die Sprachenfrage als Sachproblem: die Sprachtheorie in Tolomeis Cesano (1554)

Weitaus bedeutender ist der Dialog *Il Cesano* des Humanisten Claudio Tolomei (vgl. Cappagli & Pieraccini 1985). Zwar bildet die *questione della lingua* auch hier den Ausgangspunkt, doch werden von da aus einige allgemeine Gedanken entwickelt, die nachzuzeichnen an dieser Stelle lohnend ist. In Tolomeis Dialog treten nacheinander die Vertreter der wichtigsten Positionen in der Sprachenfrage auf. Zunächst verteidigt Bembo die Bezeichnung *volgare*, weil die Sprache vom „Volk“ gebildet sei; sodann tritt Trissino für die Bezeichnung *ita-*

liano ein, worauf ihm Castiglione entgegenhält, nur *cortigiano* könne als richtiger Name gelten; schließlich vertritt der Florentiner Alessandro de' Pazzi energisch die Auffassung, daß einzig und allein *fiorentino* die richtige Benennung der neuen Sprache sei. All dies ist jedoch nur ein Vorspiel zu den breit angelegten Ausführungen von Gabriel Cesano, in denen man unschwer die Auffassungen des Autors selbst erkennt.

Ausgangspunkt ist eine theologisch-anthropologische Sprachtheorie, die sich bis in den Wortlaut hinein an Dante anlehnt: der Mensch als zwischen Tier und Engel stehendes Wesen benötigt zur Mitteilung des Immateriell-Geistigen Sprachzeichen, die sinnlich und geistig zugleich sind und so die Grenzen des Körperlichen überwinden. Vor diesem allgemeinen Hintergrund wird eine systematische Theorie der Verschiedenheit der menschlichen Einzelsprachen entwickelt. Die Argumentation geht vom Allgemeinen zum Spezifischen und wieder zurück zum Allgemeinen. Allen Menschen sind die Konstanten des Sprechens gemeinsam; sie und nur sie sind von Natur aus gegeben. Alles andere gehört nicht in den Bereich der Natur, die als zu allen Zeiten und Orten unveränderlich angenommen wird, vielmehr in den Bereich der „Kunst“; daher ist es veränderlich. Das Sprechen als solches ist notwendig, die jeweilige Sprache hingegen zufällig:

il parlare agli uomini è naturale, ma i vocaboli, che le cose ci mostrano, sono non dalla natura, ma dall'arte, o dal caso in sul fondamento della natura formati, la quali ci fece tutti e disposti al parlare, e a sciogliere la lingua in queste parole e in quelle. Quindi nacque tanta e si varia diversità delle lingue, che per tutto il mondo si sparsero; perchè non essendo gli uomini dalla natura costretti a pigliar più l'uno che l'altro vocabolo, qual meraviglia è se, per scoprire i concetti loro, altri nomi gli Indiani, altri i Persi, altri i Caldei, altri i Greci, altri i Latini si presero?

(Tolomei 1554 (1864) : 48)

Tolomeis Cesano steigt sodann die gesamte Stufenleiter der sprachlichen Variabilität hinab bis zu ihrem logischen Endpunkt, nämlich bis zu dem Postulat, daß im Grunde jeder einzelne Mensch seine eigene Sprache habe. Wenn dies allerdings in vollem Umfang der Fall wäre, dann könnte die Sprache ihren Zweck, nämlich die Kommunikation, nicht mehr erfüllen:

essendo il parlar nostro a quell'utile fine dirizzato, di scoprire altrui le voglie, che abbiamo, vano certo e inutile fora se ciascuno avesse una sua propria particular lingua, e solo sè stesso intendesse, nè quello officio bene adempirebbe. Perchè egli fu ordinato da prima, oltre che ancora impossibile sarebbe infinite lingue formarsi.

(Tolomei 1554 (1864) : 51)

Es muß also eine gemeinsame Sprache geben, und diese Gemeinsamkeit baut sich auf von der kleinsten Keimzelle, dem Haus und der Familie, über immer größere Einheiten bis hin zur Nation. Es ist typisch für den Partikularismus der Renaissance, daß man das Ziel möglichst umfassender Kommunikabilität nicht, wie im Mittelalter oder später bei Leibniz, durch eine künstliche oder natürliche Universal-sprache gewährleistet sieht, daß vielmehr die Nationalsprachen in ihrer unverwechselbaren Eigenart die höchste Stufe des Allgemeinverbindlichen darstellen. Der Autor konzediert, daß es im Sinne der Kommunikation wünschenswert wäre, wenn eine Sprache zu größter Allgemeinheit gelangte; er betont aber zugleich, daß einer solchen Ausbreitung natürliche Grenzen gesetzt sind und daß die einzelnen Sprachen, in Abhängigkeit von historischen Faktoren, einen höchst unterschiedlichen Geltungsbereich haben:

quanto più questa una lingua istender si potesse, meglio certo e più utile al mondo sarebbe; ma non l'ha fatto, nè lo sostiene la grandezza della natura, ed avvenuto, che una più lunghi ha posti i termini suoi, l'altra più corti, chi s'è distesa largamente, chi raccolta in poco spazio di terra, secondo che dalla fortuna o dall'imperio o da altra cagione è stata giudicata ciascuna.

(Tolomei 1554 (1864) : 51f)

Zu der Veränderung im Raum kommt, auch dies ein typischer Renaissance-Gedanke, die Veränderung in der Zeit. Hierzu bringt Tolomei zunächst das Bild von einem Schiff, bei dem über einen langen Zeitraum hinweg immer wieder einzelne morsch gewordene Planken ausgewechselt werden, bis zum Schluß das ganze Schiff nur noch aus neuen Planken besteht, ohne daß irgendwann ein Bruch der Kontinuität zu verzeichnen gewesen wäre. Kann man, gemäß diesem Bild, das Italienische als direkte Fortsetzung des Lateinischen betrachten? Ist es einfach, wie damals so oft behauptet, ein „korruptes Latein“? Tolomei antwortet auf diese Frage mit einem anderen, einem Gegenbild: wenn ein Haus so gründlich renoviert wird, daß es bis auf die Grundmauern abgetragen und neu wieder aufgebaut wird, kann man nicht

sagen, daß es sich noch um dasselbe Haus handelt. Das Italienische hat sich gegenüber dem Lateinischen so stark verändert, daß man es als eigene Sprache betrachten muß. Auch in diesem Zusammenhang finden wir wieder, wie schon zuvor bei dem Problem des Universalen und Partikularen in der Sprache allgemein, einen gegenläufigen Argumentationsgang. Das Lateinische wurde korrumpiert und umgestaltet; das hieraus entstandene Italienische ist im Vergleich mit der klassischen Sprache immer noch arm und schwach: es hat keine feste Grammatik; in der Literatur fehlt, trotz der großen Leistung der *tre corone*, immer noch der Bereich der „seriösen“ Gegenstände, wie Philosophie und Geschichte; das Toskanische gebietet nur über einen kleinen politischen Machtbereich (hier klingt Nebrijas Imperialgedanke in umgekehrter Wendung an):

non par che questo idioma molto apprezzar si debbia per non aver i maestri di quello, cioè i Toscani, molto grande imperio, anzi poco e ristretto; di che ne segue, che egli estender non si può largamente, nè salire in grande eccellenza: conciossiacosachè la grandezza dello imperio fa trapassare e per utilità e per necessità le lingue di chi signoreggia nei paesi di coloro, che sottoposti sono.

(Tolomei 1554 (1864) : 63)

Trotz aller Gründe, die gegen den Gebrauch der Volkssprache sprechen, wirft sich Tolomeis Cesano zu ihrem vehementesten Verteidiger auf: man darf jetzt das Italienische in der Blüte seiner Jahre nicht begraben, vielmehr müssen alle Anstrengungen unternommen werden, um ihm zum Durchbruch zu verhelfen. Das trotzige „Dennoch“ des Vulgärhumanismus, der sich für die eigene Muttersprache einsetzt, kommt in dem folgenden Passus sehr klar zum Ausdruck:

a me non par giusta cosa lasciarci dalle costor inique mani ingiuriosamente percuotere, e la nostra lingua nel più bel fior degli anni suoi, quando che ella più viva si mostra, per morta sepellire. E istimo che in questa parte, voi, nobili spiriti, se uopo fia, correte tutti ad aiutarmi, perchè insieme e voi e l'onor vostro, e quelle opere, che in questa lingua, con tanta lode vostra, e tanto piacer del mondo, avete scritte, da crudelissimi denti difenderete. Io certo, quanto potrò, mi sforzerò di soccorrerla.

(Tolomei 1554 (1864) : 63f)

Der eigentliche Beweggrund des Eintretens für die Muttersprache ist letztlich nicht rational, sondern existentiell. Selbst wenn es keine Vernunftgründe für den Gebrauch des Italienischen gäbe - es gibt sie,

und Tolomei wird nicht müde, sie im einzelnen darzulegen - selbst dann wäre es immer noch die Muttersprache, und dieses Argument wiegt für die Humanisten, die gerade Dantes Entdeckung der Muttersprache für sich neu entdeckt haben, schwerer als alles andere:

quando pur altro no mi costringesse ad amarla, perchè debbo io quella lingua, la quale con me è nata e cresciuta, e che io primieramente parlai, e che mi fu guida fidele a condurre i pensieri miei alle menti altrui, e dal principio, e dal mezzo e dal fine con me più dell'altre unita, la quale più comunemente in queste parti nostre si vede usata, e più utilmente adoperata, perchè (dico) non debbio con tutte le forze mie, benchè deboli siano, con ogni studio, benchè poco il conosca, onorarla, adornarla, e quelle degne lode concederle, che per me si puote? ... Io nel vero non sarò mai ingrato tanto, ch'io non conosca quanto obligato le sia, quant'ella per sè stessa meriti.

(Tolomei 1554 (1864) : 88f)

Aus diesen Worten spricht Dante, aber nicht als bloß bildungsmäßiges Zitat, sondern als jemand, der den Weg für die eigene existentielle Erfahrung freigelegt hat: die existentielle Erfahrung der Verankerung des Menschen in seiner Muttersprache.

Die Ausführungen Tolomeis zu den Vorzügen des Italienischen, die er teilweise kontrastiv zu den klassischen Sprachen herausarbeitet, teilweise aber auch nach immanenten Gesichtspunkten entwickelt, sind vielschichtig und würden eine eingehende Analyse verdienen. Sie zeigen das mittlerweile in sich gefestigte Selbstbewußtsein der Renaissance-Linguistik. Es seien hier lediglich drei Gedanken von allgemeinerem Interesse herausgegriffen.

Tolomei betont mehr als die vorangegangenen Autoren, daß jede Sprache ihre eigene Grammatik hat; er markiert somit die endgültige Ablösung des mittelalterlichen Grammatikbegriffes durch den neuzeitlichen: *grammatica* steht nun definitiv nicht mehr für die in schulgrammatische Regeln gefaßte Sprache schlechthin, nämlich das Lateinische, vielmehr wird Regularität als ein Kennzeichen jeder Sprache erkannt und beschrieben. Für das naive Sprachbewußtsein ist Grammatik ja bis heute noch etwas, das formal in der Schule gelernt wird, und man kann auch noch heute den Mann auf der Straße, etwa den Münchener auf dem Viktualienmarkt, in ungläubiges Staunen versetzen, wenn man ihm erzählt, daß es vom Bairischen nicht eben wenige gedruckte Grammatiken gibt. Der Gedanke, daß jede Sprache nach Re-

geln funktioniert und daß die formale Grammatik diese ihr schon immer innewohnenden Regularitäten erst nachträglich abstrahierend ans Licht bringt, ist in Europa wohl erstmals von Tolomei in dieser Klarheit formuliert worden:

Ch'ella sia vagabonda, e senza regole discorre, chi crederà mai, quando che ogni lingua abbia la grammatica sua, senza la quale nè parlare, nè lingua dir si potrebbe, nè già credo che in questa dicesse alcuno, io amò, tu amo. Benchè può esser, che le regole che vi sono, no siano ancora o trovate o scritte, come in tutte sempre avvenuto; conciossiacosachè, la grammatica nasce dalla lingua, e non la lingua dalla grammatica.

(Tolomei 1554 (1864) : 86)

Ein anderer wichtiger Grundgedanke ist der, daß sich prinzipiell in jeder Sprache alles ausdrücken läßt. Auch diese Idee wird hier zum ersten mal klar ausgeführt. Sie ist so modern, daß noch Jahrhunderte vergehen werden, ehe sie sich auf breiter Front durchsetzt. Zwar meinte schon Wilhelm von Humboldt, daß sich in jeder Sprache „jede Ideenreihe“ ausdrücken lasse (1820 (1963) : 12), es dauerte jedoch bis ins 20. Jahrhundert, bis dieser Gedanke die selbstverständliche Basis allen linguistischen Argumentierens geworden ist: noch Sapir mußte die Idee der prinzipiellen Gleichwertigkeit aller Sprachen gegenüber der bis dahin vorherrschenden unterschiedlichen Bewertung der Einzelsprachen eigens hervorheben („Plato hat sich derselben Sprachformen bedient wie die Schweinehirten Mazedoniens und Konfuzius derselben wie die wilden Kopffäger von Assam.“, 1921 (1961) : 194). Natürlich soll damit Tolomei nicht zu einem Vorläufer der modernen Linguistik hochstilisiert werden; auch formuliert er diesen Gedanken nur im Hinblick auf sein Thema, nämlich das Italienische im Vergleich zum Lateinischen. Dennoch bleibt die Schärfe und Klarheit bemerkenswert, mit der er den Gedanken der Eignung der bis dahin als minderwertig betrachteten Volkssprache zum Ausdruck jedes beliebigen Gegenstandsbereichs formuliert:

io non so qual concetto, qual pensiero umano nascer soglia, che in questa lingua non si possa interamente palesare, e splendidamente mostrare; non a lei mancano parole per ordinarla, non copia per variarla, non figure per adornarla, non leggiadrie per addolcirla, no chiarezze per manifestarla.

(Tolomei 1554 (1864) : 79)

Ein dritter Punkt betrifft schließlich nicht die allgemeine Sprachtheorie, sondern speziell die Romanistik. Bei Tolomei finden wir, wohl zum ersten Mal überhaupt, den Gedanken einer Unterscheidung des lautgesetzlich entwickelten Erbwortschatzes und der solchen Lautgesetzen nicht unterworfenen direkten Übernahmen aus dem Lateinischen. Er stellt zunächst fest, daß / nach bestimmten Konsonanten zu halbvokalischem / geworden ist, daß sich also lateinisch *plenus/ clavis/ afflatus* zu italienisch *pieno/ chiave/ fiato* entwickelt hat, und er meint, daß dieses „Lautgesetz“ genuin toskanisch sei. Wenn es andererseits Wörter mit erhaltenem *pl-/ cl-/ fl-* gibt, dann nur, weil bestimmte Autoren versucht haben, sich dem Lateinischen wieder stärker anzunähern:

ardirei dire che nel primo e puro parlar degli uomini toscani questa fusse universale e verissima regola, e tutti quei vocaboli, che ora altrimenti s'usano e scritti si trovano, come plora, implora, splende, plebe e simili, non fussero presi del mezzo delle piazze di Toscana; ma posti innanzi dagli scrittori, e da qualche ingegno, che volse la lingua arricchire, che gli parse usargli, come nelle stampe latine gli trovò, senza dar lor forma di toscan parlare.

(Tolomei 1554 (1864) : 67)

Tolomei bemerkt sogar die Existenz von etymologischen Doubletten: aus *plebe* hätte sich eigentlich *pieve* entwickeln müssen, und dieses Wort existiert im Vulgärtoskanischen (sowie, nebenbei bemerkt, im Korsischen) im Sinne von „Sprengel, Pfarrgemeinde“. Natürlich fehlen Tolomei noch alle Voraussetzungen, um diese Erscheinung historisch korrekt zu deuten; wir sind noch weit entfernt von der Romanistik als einer historisch-vergleichenden und exakten Wissenschaft. Nichtsdestoweniger scheint es nicht übertrieben, in Tolomei den Entdecker der Schichtung des Wortschatzes der romanischen Sprachen in einen erbwörtlichen und einen gelehrten Bestandteil zu sehen.

4.4. Sprachwandel, Sprachausbau und Sprachverwendung in Speronis *Dialogo delle lingue* (1542)

Neben dem oben behandelten Werk von Bembo ist Sperone Speronis *Dialogo delle lingue*, der in den dreißiger Jahren des Cinquecento entstanden, aber erst 1542 in Druck erschienen ist, zweifellos der bekannteste und einflußreichste Sprachendialog dieser Epoche; wegen seiner unmittelbaren Wirkung auf Du Bellay soll er an dieser Stelle

zum Abschluß der Darstellung der italienischen Tradition behandelt werden (vgl. Villey 1908, Bruni 1967, Simone 1976).

Auch in diesem Werk ist natürlich, wie in den zuvor genannten, die *questione della lingua* präsent, sie wird hier jedoch eher wieder als ein echtes Sachproblem und nicht lediglich als eine Frage der Bezeichnung behandelt. Die Hierarchie der Gegensätze wird von Speroni besonders klar herausgearbeitet: primär geht es um den Gegensatz Lateinisch - Romanisch; die Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen inhaltlichen und terminologischen Varianten des Romanischen spielt demgegenüber eine sekundäre Rolle. Der Dialog ist kunstvoll angelegt und komplex aufgebaut. In den Hauptdialog, an dem aktiv drei Protagonisten teilnehmen, ist ein Nebendialog eingebettet, der von einem vierten Teilnehmer des Hauptdialogs, dem *scolare*, ausführlich referiert wird. Die Kontrahenten im Rahmendialog sind der uns bereits bekannte Pietro Bembo, der Humanist und Althilologe Lazaro Bonamico aus Padua sowie ein nicht namentlich genannter *cortigiano*, dessen Ansichten im wesentlichen denen entsprechen, die Baltasare Castiglione in seinem *Il cortigiano* von 1527 niedergelegt hat. In dem eingeschobenen Dialog diskutieren miteinander der Gräzist Giovanni Lascari (der eigentlich Jannis Laskaris heißt und nach dem Fall von Byzanz aus Griechenland nach Italien emigriert war) sowie ein Philosoph namens Peretta, hinter sich niemand anderes verbirgt als der berühmte Aristoteliker Pietro Pomponazzi.

Es geht in diesem Dialog in erster Linie um das Verhältnis des Italienischen zum Lateinischen. Im Rahmendialog vertritt Bonamico die Position des klassischen Humanisten, der an der Vorrangstellung des Lateinischen unter allen Umständen festhält; er wird nicht, wie Bembos Strozzi, im Laufe des Dialogs von seinen Gegenspielern überzeugt, sondern bleibt seiner Auffassung bis zum Ende treu und vertritt sie mit immer neuen Argumenten. Bembo und der *cortigiano* vertreten die beiden fundamentalen Ausprägungen der Bewegung zur Verteidigung der Volkssprache. Der Bembo des Dialogs ist, wie sein historisches Modell, der Vertreter des archaisierenden Standpunkts, für den das Toskanische des Trecento, vor allem die Sprache von Petrarca und Boccaccio, die für alle Zeiten maßgebliche Richtschnur darstellt; der *cortigiano* steht demgegenüber für eine modernere Haltung, welche der höfisch-kultivierten Sprache der unmittelbaren Gegenwart den Vorzug gibt. Im Dialog streitet zunächst Bonamico mit seinen gemeinsam argumentierenden beiden Gegenspielern, bis diese

entdecken, daß sie sich so einig gar nicht sind und sich gegeneinander wenden. In dieser Situation wird der *scolare* als Schiedsrichter angerufen und gebeten, über die Diskussion zwischen Pomponazzi und Lascardi zu berichten. In diesem Streitgespräch geht es ausschließlich um das Grundproblem Lateinisch gegen Italiénisch; Nuancen innerhalb der italianisierenden Position werden nicht debattiert. In Lascardi spiegelt sich die Haltung Bonamicos, allerdings in einer stärker auf das Griechische ausgerichteten Form. Peretto, das heißt Pomponazzi, ist weit aus radikaler und stärker auf die Zukunft bezogen als Bembo und der *cortigliano* (also Castiglione). Er geht den entscheidenden Schritt über die eigentlich schon überlebte Kontroverse zwischen diesen beiden Autoren hinaus. Für ihn ist es längst keine ernsthafte Frage mehr, daß das Lateinische, oder allgemeiner die klassischen Sprachen, tot oder zumindest zum Sterben verurteilt sind und daß die Zukunft allein der Volkssprache gehört, wie immer sie sich im einzelnen auch entwickeln mag. Dies wird mit einer bis dahin beispiellosen Radikalität zu Ende gedacht und formuliert. Betrachten wir nun einige der vorgebrachten Argumente im einzelnen.

Bonamicos Begeisterung für das Lateinische schlägt hohe Wellen. Sie wirkt manchmal so überzogen, daß man den Eindruck gewinnt, Speroni wolle sie karikieren und sich so vom klassischen Humanismus in seiner extremen Ausprägung distanzieren. Speroni versteigt sich zu dem Ausspruch, er wolle lieber wie Cicero reden können als den Papstthron besteigen, worauf ihm Bembo ironisch entgegenhält, ihm sei die Kenntnis des Lateinischen wohl wichtiger als der Fürstenthron von Mantua, nicht aber als die Herrschaft über die Welt. Bonamicos Grundansatz, der sich im Laufe des Gesprächs immer deutlicher herauschält, steht und fällt mit der Auffassung, daß bestimmte Sprachen von Natur aus für höhere geistige Bedürfnisse besser geeignet seien als andere. Demgegenüber meint Bembo, daß Vorzüge und Nachteile einer Sprache nicht in ihrem Wesen unveränderlich angelegt sind, sondern das Produkt bewußter Pflege und Gestaltung darstellen. Diese voluntaristische Haltung der Sprache gegenüber ist ein wesentliches Element der neuen Sprachauffassung der Renaissance. In diesem Zusammenhang gebraucht der Bembo des Dialogs ein für die Zeit typisches Bild, das der Pflanze nämlich, die zwar von Natur aus wächst, darüber hinaus jedoch der Pflege des Menschen bedarf, wenn dieser Blüten sehen und die gewünschten Früchte ernten möchte. Das Italienische befindet sich durchaus noch nicht auf der Entwicklungsstufe

des Lateinischen, aber, so Bembo, der Hauptgrund dafür liegt darin, daß ihm noch nicht die entsprechende Pflege zuteil geworden ist:

io vi dico questa lingua moderna, tutto che sia anzi attempatetta che no, essere ancora assai picciola e sottil verga; la quale non ha a pieno fiorito, non che i frutti prodotti, che ella può fare: certo non per difetto della natura di lei, essendo così atta a generar come le altre, ma per colpa di loro che l'ebbero in guardia, che non la coltivorno a bastanza; ma a guisa di pianta selvaggia in quel medesimo deserto, ove per se a nascere cominciò, senza mai nè adacquarela, nè poterla, nè difenderla dai pruni che le fanno ombra, l'hanno lasciata invecchiare e quasi morire. ...que' fiori e que' frutti sì coloriti dell'eloquenzia ... non tanto per sua natura, quanto da altrui artificio ajutata suol produrre ogni lingua.

(Speroni 1542 (1975) : 96)

Sprachen sind, wie alles Irdische, veränderlich; dementsprechend sollen sie von ihren Benutzern bewußt gepflegt und ausgebaut werden. Hier erscheint charakteristischerweise die Formel von der „Verteidigung“, die dann von Du Bellay ins Zentrum gerückt worden ist. Speronis Bembo meint dazu, die beste Verteidigung sei immer noch der Angriff:

queste poche parole dette da me contra la lingua Latina per la volgare, non dissi per vero dire: solo volsi mostrare quanto bene difenderebbe questa lingua novella, chi per lei far volesse difesa; quando a lei non manca nè core nè armi d'offender l'altrui.

(Speroni 1542 (1975) : 100; dort auch die folgenden Zitate)

In dem soeben zitierten Satz nimmt Bembo seinen zuvor gegen das Lateinische gerichteten Attacken einen Teil ihrer Schärfe, indem er schreibt „ich habe es eigentlich nicht so gemeint“ (*non dissi per vero dire*). Diese nachträglich abgeschwächten Worte werden oft angeführt als einer der ersten Belege für die begriffliche Unterscheidung von „lebenden“ und „toten“ Sprachen: die Sonne der klassischen Sprachen ist untergegangen oder zumindest im Untergehen begriffen, während die Sonne der neuen Sprachen aufgeht; diese sind lebendig, während jene nur noch aus Papier und Tinte bestehen. Auch diese Formulierung gebraucht Speronis Bembo mit aller Vorsicht und gleichsam in Anführungszeichen (er zitiert ja auch mehr oder weniger wörtlich Dante):

Direi finalmente, quando esser volessi maligno, più tosto doversi adorar dalle genti il sole oriente, che l'occidente. La lingua Greca e Latina già esser giunte all'ocaso; nè quelle esser più, ma carta solamente ed inchiostro.

Der *cortigiano* nimmt hingegen in dieser Sache kein Blatt vor den Mund; er wirft den Humanisten vor, daß sie die klassischen Sprachen wie eine tote Reliquie anbeten und ruft schließlich aus:

Ma adoratela a vostro senno, solo che non parliate con esso lei, e volendo tenerla in bocca così morta come è, siavi lecito di poterlo fare: ma parliate tra voi dotti le vostre morte Latine parole, e a noi idioti le nostre vive volgari, con la lingua che Dio ci diede, lasciate in pace parlare.

{Zu der heute nicht mehr üblichen Konstruktion *con esso* statt *con vgl. man, was Buonmattei* dazu sagt; s. u. IV, 3.2.2.}

Hier erscheint das Begriffspaar „lebend“ vs. „tot“, das in der Folgezeit von allen europäischen Sprachen übernommen worden ist.

Die modernere Auffassung des *cortigiano* äußert sich auch in seiner Einstellung zu dem Begriff der Grammatik. Für Bembo ist die archaisierende toskanische Hochsprache die einzige Sprache Italiens, die *ben regolata* ist; der *cortigiano* hingegen ist durchaus dafür, daß aus anderen, nicht-toskanischen Dialekten Elemente in die italienische Hochsprache übernommen werden, wobei natürlich einige grammatische Grundregeln gelten müssen, die aber so einfach sind, daß sie ohne Mühe, und sogar mit Vergnügen, erlernt werden können:

Non dico per che uomo scriva nè Padovano nè Bergamasco: ma voglio bene, che di tutte le lingue d'Italia possiamo accogliere parole ed alcun modo di dire, quello usando come a noi piace, si fattamente, che'l nome non si discordi dal verbo nè l'adiettivo dal sostantivo: la qual regola di parlare si può imparare in tre giorni, non tra grammatici nelle scole, ma nelle corti co' gentil-uomini; non istudiando, ma giuocando e ridendo, senza alcuna fatica, e con diletto de' discepoli e de' precettori.

(Speroni 1542 (1975) : 106)

Grammatiklernen ohne Mühe, ja mit Lustgewinn: so sieht das Sprachideal des Höflings aus.

In sprachtheoretischer Hinsicht stellt der eingeschobene Dialog zwischen Lascari und Pomponazzi das eigentliche Kernstück dieses Werkes dar: zum einen werden hier, wie schon erwähnt, die im Rahmendialog noch eher verhalten artikulierten Positionen der Italianisten radikalisiert und bis zur letzten Konsequenz weitergedacht; zum anderen wird hier auch der philosophische Hintergrund genauer umrissen, vor dem die Kontroverse um das Lateinische und Italienische gesehen werden muß.

Peretto, das heißt Pomponazzi, wendet sich vehement gegen das rein formale Bildungsideal des Humanismus. Die jungen Menschen vergeuden die besten Jahre ihres Lebens mit dem trockenen und papierenen Studium der alten Sprachen, anstatt sich dem Studium der Dinge selbst zu widmen. Man studiert nicht, um weise zu sein, sondern um weise zu scheinen. Aus den einfachen Worten des Plato, des Aristoteles und der anderen Klassiker haben die Humanisten einen Gegenstand kompliziertester Kunst und Wissenschaft gemacht. Sie haben die klassischen Studien vergöttlicht, mit dem Erfolg, daß heute ein jeder, der etwas Griechisch kann, meint, auch philosophieren zu können, sowie umgekehrt, daß jedem, der diese Sprache nicht fließend beherrscht, die Befähigung zum Philosophieren abgesprochen wird, so als ob im griechischen Alphabet der Geist des Aristoteles „wie ein Geist in der Flasche“ eingefangen sei. Man kümmert sich nicht mehr inhaltlich darum, was man zu sagen hat, sondern nur noch um das zum Selbstzweck gewordene Sprechen an sich; man läßt „den Verstand schlafen, während die Sprache wacht und wirkt“:

l'uomo, non curando di saper che si dica, vanamente suole imparare a parlare; e lasciando l'intelletto dormire, sveglia ed opra la lingua.

(Speroni 1542 (1975) : 124)

So ist es nur konsequent, wenn Pomponazzi leidenschaftlich dafür eintritt, daß man die philosophischen Klassiker in die Volkssprache, am besten gleich in den lombardischen Dialekt, seine Heimatmundart, übersetzt, damit sie jedermann zugänglich werden und damit jedermann lernt, wieder von Grund auf, und nicht nur formal, zu philosophieren. Damit kommt ein ganz neuer Ton in die Debatte. Es geht nicht mehr nur um bloße Kunst, um Dichtung, um die *ars poetica* für die Volkssprache, vielmehr geht darum, daß alle Bereiche des menschlichen Daseins, insbesondere auch das reine Denken, die Philosophie, der Volkssprache zugänglich gemacht werden. Die Position von Speronis

Pomponazzi geht damit weit über die von Bembo oder dem *cortigiano* hinaus. Das Lateinische wird in seiner ureigensten Bastion angegriffen, in der Festung, die es bis dahin gegen alle Angriffe erfolgreich hatte verteidigen können: im Bereich der Fachsprache der Wissenschaften und der Philosophie. Der in Tolomeis *Cesano* nur angedeutete Gedanke, daß alle Sprachen von gleichem Wert seien, wird bei Speroni akzentuiert und radikalisiert:

Io ho per fermo, che le lingue d'ogni paese, così l'Arabica e l'Indiana, come la Romana e l'Ateniense, siano d'un medesimo valore.
(Speroni 1542 (1975) : 116)

Eine solche Formulierung stellt nun in der Tat eine Umwertung aller bis dahin geltenden Werte dar. Mit diesem Gedanken wird der Weg bereitet für die Leistungen von Denkern wie Giordano Bruno, Galileo Galilei und René Descartes, die gerade durch den Rückgriff auf die primäre, die Muttersprache zu einer neuen Radikalität auch des Denkansatzes ermutigt wurden; bei ihnen allen ist das Lateinische zwar noch mehr oder minder stark präsent, es hat aber kein Monopol mehr für die Behandlung wissenschaftlicher und philosophischer Fragestellungen. Die endgültige Ablösung des Lateinischen als Sprache des Denkens war ein Jahrhundert währender Prozeß, der im 16. Jahrhundert mit Äußerungen wie den soeben zitierten sich Bahn brach und erst im 19. Jahrhundert zu seinem logischen Abschluß kam.

In diesem Zusammenhang taucht die Frage nach der philosophischen Grundposition auf, welche die Vertreter der hier aufeinander prallenden gegensätzlichen Geisteshaltungen einnehmen. Jorge Luis Borges hat einen Satz von Coleridge wiederholt zitiert, wonach jeder Mensch entweder als Platoniker oder als Aristoteliker geboren wird (z. B. in *El ruiseñor de Keats*, in *Otras inquisiciones*, Buenos Aires 1952 (Madrid : Alianza 1976), 118). Im allgemeinen kann man sagen, daß in der hier behandelten Kontroverse die Vorkämpfer des Italienischen eher als Aristoteliker, die Bewahrer des Lateinischen hingegen eher als Platoniker einzustufen sind. Pomponazzi selbst war in seiner akademischen Lehre ein bekannter und allseits anerkannter Spezialist für Aristoteles und seinen Kommentator Averroes. Es ist sicher kein Zufall, daß Speroni die radikalsten Thesen gerade diesem auch nach außen hin als Aristoteliker bekannten Philosophen in den Mund legt. Für die Sprachenfrage wird hier die alte, immer neue *φύσει-θεσει-*Kontroverse wieder aktuell. So erscheint jetzt auch das bereits im Rahmendialog angesprochene Begriffspaar „Natur“ vs. „Kultur“ in einer

philosophischen Perspektive: die Vorstellung von einer „natürlichen“ Eignung bestimmter Sprachen für bestimmte Seinsbereiche wird von Pomponazzi als platonischer Mystizismus entlarvt; die historischen Einzelsprachen sind keine Naturprodukte, sondern Hervorbringungen der menschlichen Kultur und daher so verschieden, wie menschliche Kulturen auch sonst eben zu sein pflegen. Sie sind auf Grund willkürlicher Übereinkunft, auf Grund des Beliebens der Menschen entstanden:

Io non vorrei che voi ne /sc. delle lingue/ parlaste come di cosa dalla natura prodotta; essendo fatte e regolate dallo artificio delle persone a beneplacito loro. (l. c.)

Das *beneplacitum*, die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens ist ja auch von der scholastischen Sprachphilosophie immer wieder thematisiert worden. Die Kontroverse spitzt sich in dem Moment zu, als Lasconi unter ausdrücklicher Berufung auf die Autorität Platons formuliert:

Diverse lingue sono atte a significare diversi concetti, alcune i concetti de' dotti, alcune altre degli indotti; la Greca veramente tanto si conviene con le dottrine, che a dover quelle significare, natura istessa, non umano provvedimento, pare che l'abbia formata. e se creder non mi volete, credete almeno a Platone, mentre ne parla nel suo Cratillo.

und Pomponazzi hierauf antwortet:

Più tosto vuò creder ad Aristotile e alla verità, che lingua alcuna del mondo, sia qual si voglia, non possa aver da se stessa privilegio di significare i concetti del nostro animo; ma tutto consista nello arbitrio delle persone; onde chi vorrà parlar di filosofia con parole Mantovane o Milanese, non gli può esser disdetto a ragione; più che disdetto gli sia il filosofare e l'intender la cagion delle cose.

(Speroni 1542 (1975) : 118)

Man beachte, daß hier nicht etwa der Autorität des Plato diejenige des Aristoteles entgegengesetzt wird, daß vielmehr Pomponazzi der Argumentation des Meisters nur insoweit zu folgen bereit ist, als diese der Wahrheit entspricht. Der sprachtheoretische Aristotelismus bedeutet, daß von der verführerischen Vorstellung eines natürlichen Zusammenhangs zwischen Form und Inhalt in der Sprache endgültig Abschied genommen wird, daß die verwirrende, „babylonische“ Vielfalt der Sprachen hingenommen und aus der Beliebigkeit und Willkür sprachlicher

Konventionen die entsprechende Konsequenz gezogen wird. Diese Konsequenz liegt ganz auf der Linie des auch sonst in der Renaissance-Linguistik Vertretenen; sie betrifft die hier bereits des öfteren angesprochene voluntaristische Sprachbetrachtung: Sprachen sind veränderlich und willkürlich, und das heißt eben auch, willentlich veränderbar; sie stehen dem bewußten Zugriff der Sprecher offen. Ihre Ausgestaltung hängt vom Willen der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaft ab:

Dunque non nascono le lingue per se medesime, a guisa di alberi o di erbe, quale debole ed inferma nella sua specie, quale sana e robusta, ed atta meglio a portar la soma de' nostri umani concetti: ma ogni loro virtù nasce al mondo dal voler de' mortali.

(Speroni 1542 (1975) : 116)

Wie ein Leitmotiv zieht sich dieser Grundgedanke durch die Abhandlungen der Renaissance-Linguisten; er wird hier mit einem Schlüsselwort des italienischen Humanismus formuliert: *virtù*.

5. Grammatiken und Sprachtheorien im Frankreich der Renaissance

5.1. Du Bellays *Deffence et illustration* (1549) - ein programmatisches Manifest à l'italienne

Speronis *Dialogo delle lingue* entfaltete seine Wirkung mehr noch in Frankreich als in Italien selbst, wo ja an Werken dieser Art kein Mangel bestand. Der 1542 erstmals gedruckte und danach fast jedes Jahr neuaufgelegte Dialog wurde in Paris von der Gruppe junger Dichter, die sich später *la Pléiade* nannte, bereits vor dem Erscheinen der französischen Übersetzung (1551) eifrig gelesen und ausgewertet. Das programmatische Manifest dieser Dichterguppe, Joachim Du Bellays *La deffence et illustration de la langue francoyse*, ist über weite Strecken eine mehr oder minder getreue Übersetzung der Hauptgedanken des Speroni'schen Dialogs. Da der Autor dieser Gedanken nirgends namentlich erwähnt ist, könnte man, bei Zugrundelegung der heutigen Begriffe, hier durchaus von Plagiat sprechen - ein Plagiat übrigens, das erst relativ spät entdeckt wurde, nämlich durch Pierre Villet im Jahre 1908; Henri Chamard, dem Biographen und Herausgeber von Du Bellay, waren dieses Abhängigkeitsverhältnis entgangen, und so rühmt er an diesem Traktat vor allem jene Teile als besonders originell und gelungen, die wörtlich von Speroni stammen! Bei allen kritischen Einwänden, die man aus diesem wie aus anderen Gründen gegen Du Bellays Traktat erheben kann, bleibt doch festzuhalten, daß er von grundlegender Bedeutung für die französische Geistes- und Literaturgeschichte ist. Der Einschnitt, den Du Bellays Schrift für die Herausbildung eines eigenständigen Sprachbewußtseins in Frankreich darstellt, ist für Frankreich ähnlich wichtig wie Nebrijas Grammatik in Spanien und Bembos Dialog in Italien. Beachtenswert ist hierbei auch die Chronologie dieser Werke: Du Bellays Traktat erschien über ein halbes Jahrhundert nach der Grammatik des andalusischen Humanisten und fast ein Vierteljahrhundert nach dem Dialog des Venezianers. Frankreich tritt auf der Bühne der miteinander wetteifernden romanischen Sprachen der Renaissance vergleichsweise spät auf.

Du Bellays Werk ist, im Unterschied zu seinem Vorbild, kein Dialog, vielmehr eine theoretische Abhandlung. Es fehlt hier das die einzelnen Standpunkte relativierende lebendige Gegeneinander der Meinungen. Das Werk trägt so manchmal ein etwas dogmatisches und doktrinäres Gepräge, das den italienischen Sprachdialogen im allgemeinen abgeht. Es ist in zwei Bücher gegliedert, die sich den beiden Haupt-